

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

70.

Wien, Samstag den 1. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Die zweckmäßige Lebensweise in gesunden Tagen nach den vier Haupttemperamenten mit Berücksichtigung der, einem jeden Temperamente zukommenden Körperconstitution und des Alters.

Zur Lebensordnung des Menschen in gesunden Tagen gehört vorzüglich: Rücksicht auf die Behausung, in der der Mensch lebt, die Luft, die er athmet, die Speisen, die er genießt, der Trank, womit er seinen Durst labt, der Schlaf, den er pflegt, um seine abgespannten Kräfte wieder zu erfrischen, die Bewegung, die er auf die Ruhe des Schlafes macht, um das Gleichgewicht zwischen Schlaf und Wachen herzustellen, die Gemüthsaffekte und edlen Leidenschaften, die als nothwendige Reize zu betrachten sind für das Leben des Geistes und des Gemüthes. Alle diese genannten Bedingungen müssen bey ganz gesunden Menschen wohlbeachtet werden, damit sie sich nicht aus Mißverhältnissen Krankheiten zuziehen.

Viel vermag der Mensch in dieser Beziehung zu leisten; o, daß Jeder die Kräfte seines Willens erwägen möchte, und verlockenden Syrenenstimmen der Außenwelt, sich nicht so ganz hingäbe!

Ehe ich zu den Lebensnormen im Besonderen übergehe, gedenke ich, einige allgemeine Motive anzugeben, die den Menschen bey allen seinen Handlungen leiten sollten, die auf sein Leben und dessen Erhaltung und Bewahrung einen großen Einfluß haben.

Man achte das Leben und dessen längste erfreuliche Fortdauer, als das höchste Gut, von dem alle übrigen Güter der Erde ihren Glanz und ihren eigenthümlichen Werth erhalten.

Die Mäßigkeit und Ordnung sind zwey treue Freundinnen des Menschen, die derselbe nie zu früh für sich gewinnen kann, um das Leben vor einer Verkürzung zu bewahren.

Alle Verrichtungen der Kräfte und Systeme des Körpers, muß man in der Blüthe des Lebens zu vervollkommen trachten, und in ihrer höchsten Vervollkommnungstufe liegt die geheimnißvolle Quelle verborgen, aus der ein von Krankheiten befreytes wonniges Daseyn fließt.

Eine zweckmäßige Ruhe, die man seinem Geiste und Körper gönnt, verjüngt unsere geistigen und körperlichen Kräfte; zu viel Ruhe schwächt beyde.

Das Gewohnte, wenn es im Hinterhalte unsere Anlagen und Kräfte in ihrer Ausbildung und Vervollkommnung nicht stört und schwächt, muß nur vorsichtig mit dem Ungewohnten verwechselt werden.

Ein dem Geiste und Körper zusagender Wechsel der Außendinge härtet unseren Körper auf die vernünftigste Weise ab, und umgürtet uns mit einem Panzer gegen viele Krankheiten.

Heiterkeit und Thätigkeit in allen Lebensverhältnissen beugen vielen Übeln vor, und schützen uns nicht nur vor geistiger oder körperlicher Krankheit, sondern vor Unglück überhaupt; nur der müßige und freudenslose Mensch wird leicht ein Opfer vieler Leiden, die er oft durch Beharrlichkeit und Thatkraft abzuwenden im Stande gewesen wäre.

Die Lebensordnung für Menschen sanguinischen Temperaments.

Personen mit dieser Temperamentsform begabt, dessen charakteristische Zeichen zu allbekannt sind, als daß ich sie

hier zu schildern für nothwendig serachte, haben eine vorzügliche Anlage zu Blutanhäufungen gegen Kopf und Lungen, sie sind zu entzündlichen Krankheiten sehr geneigt; sie müssen daher Sorge tragen, Alles das zu vermeiden, was die ohnehin sehr bewegliche Blutmasse in den Gefäßen vermehren und reizen könnte.

Eine zu nahrhafte Kost, so wie geistige Getränke, sind ihnen gewiß schädlich. Der Sanguiniker genieße mehr eine ihm zusagende Pflanzenkost, vermeide alle Gewürze in zu großer Menge, sey ein Freund vom Wasser und kühlenden Getränken. Mit der Nahrung muß die Bewegung und der Schlaf in ein zweckmäßiges Verhältniß gesetzt werden. An die Lebensordnung für das sanguinische Temperament reiht sich am natürlichsten die Lebensordnung für das Jugendalter an.

Diese Blüthe des Lebens ist die schönste und zweckmäßigste Periode unseres Daseyns, den Organen unseres Körpers Kraft und Ausdauer zu verschaffen, damit die frische Jugend recht lang ihre duftenden Blumen in das Leben uns streue.

Die Geisteskräfte, wie man täglich Gelegenheit sich zu überzeugen hat, sind bey Jünglingen, die eine Anlage zu Lungenkrankheiten haben, ausgezeichnet. Schon in den frühesten Jahren zeigt sich bey solchen unglücklichen Geschöpfen eine lobenswerthe Begierde viel zu lernen, und diese Begierde wird von Altern und Erziehern, die sich durch die schnelle Fassungskraft, womit sie gewöhnlich verbunden ist, bestechen lassen, gemißbraucht.

Gerade solche Jünglinge muß man einige Jahre nur mit den leichtesten Studien, höchstens naturwissenschaftlichen oder historischen Gegenständen, und selbst in diesen, ich möchte sagen, höchst oberflächlich beschäftigen, mehr unterhalten, bis die geistigen und körperlichen Kräfte im Einklange sind und die Anlage zur Lungenkrankheit beschränkt ist; aber auch dann wird viel Vorsicht von Seite der Umgebung erfordert.

Ubrigens müssen junge Leute, die die Natur mit einer solchen Anlage begabte, ein keusches reines Leben führen und allen Anlässen zu entgehen trachten, die ihre Sinne in Aufruhr bringen; denn gerade bey diesen Menschen findet sich eine große Empfindlichkeit mit einem schwachen, wenn auch aufgeregtem Rückwirkungsvermögen. Wer in dieser Periode ein nüchternes Leben führt, der wird nicht in eine Sünde verfallen, von der Hufeland sagt: Schrecklich ist das Gepräge, was die Natur einem solchen Sünder ausdrückt! Er ist eine verwelkte Rose, ein in der Blüthe verdorrter Baum, eine wandelnde Leiche. Alles Feuer und Leben wird durch dieses stumme Laster getödtet, und es bleibt nichts als Kraftlosigkeit, Unthätigkeit, Todtenblässe, Verwelken des Körpers und Niedergeschlagenheit der Seele zurück. Das ganze Leben eines solchen Menschen ist eine Reihe von geheimen Vorwürfen, peinigendem Gefühle selbstverschuldeter Schwäche, Unentschlossenheit und Lebensüberdruß. —

Die Lebensordnung für phlegmatische Menschen.

Phlegmatische Menschen sollten wenigstens sich vor vielen Mehlspeisen hüten, die Fleischnahrung und etwas mehr gewürzte Speisen vertragen sie am besten; Wein zu trinken ist ihnen, wenn sie Maß und Ziel zu halten im Stande sind, nicht zu versagen, denn sehr leicht schwächt bey ihnen Unmäßigkeit im Weintrinken die Verdauungsorgane, wozu sie ohnedieß eine Anlage haben. Sie sollten wenig schlafen, nach dem Speisen schon gar nicht, aus dem eben erwähnten Grunde. Arbeit und zweckmäßige Bewegung bey derselben ist ihnen sehr zuträglich, dadurch werden sie am sichersten den ihnen drohenden Krankheiten entgehen, den durch ihre Trägheit angehäuften Schleim in allen Säften und Eingeweiden verdünnen und fortbringen. Wassersucht, Schleimsucht, gestörte Verdauung, Schlagfluß, Krankheiten, wozu sie eine große Neigung haben, wird durch Befolgung der gegebenen Winke am besten vorgebeugt.

An dieses Temperament läßt sich die Betrachtung in Bezug auf die Lebensordnung für das Alter anreihen.

Der Greis tritt wieder zurück in das kindliche Alter, er bedarf wieder mehr Pflege und Sorgfalt und muß sich, da er von Stunde zu Stunde durch die Abnahme der materiellen Bedingnisse des Organismus verliert, vor dem schädlichen Einfluß der Außendinge verwahren.

Wer die Jugend und das männliche Alter vernunftgemäß durchlebte, der bringt einen bedeutenden Schirm und Schutz gegen die Feinde mit, die ihn in dieser Periode des Lebens gefährlich bedrohen. Die Tage des Greisenalters sind nicht so angenehm, wie die der vorausgehenden Jugend und des erst verlebten männlichen Alters, aber sie haben ihre eigenen Freuden, darum trägt jeder, der der Erfahrungen viele gemacht, in seinem Busen ein reiches Erbe, das Kinder, Enkel und wahre Freunde mit ihm theilen.

Der Greis darf keine anstrengende, langdauernde Arbeit unternehmen, weder seine Brust, noch seinen Kopf, noch seine Gliedmaßen anstrengen, er vermag es auch nicht. —

Der Greis muß wohl seine Lebensart ändern, er muß zur Nahrung leicht zerhäuliche und verdauliche Speisen wählen, denn die Zähne versagen ihre Dienste, oder mangeln schon zum Theile. Leicht nährende Speisen sind ihm anzurathen als: Suppen, junges Hühnerfleisch, Kalbfleisch; er muß milde gute Weine zum Tranke wählen, besonders wenn er selbe gewohnt ist, sich diese nicht abbrechen. Der Schlaf muß länger dauern, denn im Schlafe verjüngern sich die Kräfte, und es ist der Schlaf für den Greis eine tägliche Wiedergeburt desselben. Die Bewegung muß mäßig und sanft seyn, keiner Zugluft ausgesetzt, mit wärmerer Bekleidung als in früheren Jahren. Sein Herz muß nur für angenehme Empfindungen und Gefühle schlagen, die durch ein kummerloses Alter, das auf einen ehrentvollen Lebenswandel folgt, ohnedieß das Gemüth des Greisen erquickten. —

Lebensordnung für das melancholische
Temperament.

Kein Temperament verlangt so dringend eine zweckmäßige, allen Verhältnissen des Alters und der Körperconstitution entsprechende Lebensweise, als das melancholische. Dieses Temperament macht zu sehr vielen oft jahrelang dauernden, ja manchemahl unheilbaren Krankheiten geneigt. Leberverhärtung, Milzleiden, Verstopfung, Magenkrampf, Hypochondrie und Wahnsinn, sind die Krankheiten, zu denen Menschen, mit diesem Temperament begabt, eine große Neigung haben, die nicht nur durch eine zweckwidrige Diät, sondern auch, da sie meistens dem gelehrten Stande angehören, ganz vorzüglich durch vieles Sitzen und stetes Nachdenken, so wie durch die häufigen höheren Geistesoperationen zu den obengenannten Krankheiten wirklich ausgebildet wird. Sie müssen nebstdem, daß sie nur auf eine ihrem Leben nicht gefährliche Weise den Wissenschaften leben, eine harmonische Abwechslung in ihre Geschäfte bringen, ihr Körper zur gehörigen Zeit des Nachts Ruhe genießen, damit das Nervensystem, dessen Operation während des Schlafes pausirt, sich neue Kräfte sammeln und dann gestärket seinen höchstnonthwendigen Einfluß auf die edlen Organe des Körpers ausüben könne.

Was die Nahrung betrifft, sollten sie vorzüglich mehlichte und halb rohe schwerverdauliche Speisen gänzlich vermeiden. Da gewöhnlich bey Menschen dieses Temperaments die Verdauung sehr geschwächt ist, so erzeugen solche Speisen und starke Biere noch mehrere Störungen. Kalbfleisch, Hühnerfleisch, Küchenkräuter, gute Kraftbrühen, Wein mit Wasser und überhaupt etwas mehr stärkende Nahrungsmittel und Getränke werden ihnen, wenn sie die Gränze der Mäßigkeit nicht überschreiten, sehr wohl bekommen. Sie müssen mit dieser Nahrung eine tägliche Bewegung in reiner freyer Luft verbinden, und überhaupt ihre Tage zwischen Thätigkeit und Ruhe, zwischen Arbeit und Erholung theilen.

Lebensordnung für Menschen cholericen
Temperaments.

Diese Individuen sind geneigt zu entzündlichen Krankheiten des Gehirnes und der Leber. Jede Krankheit entwickelt sich bey ihnen schnell und nimmt einen raschen meistens schnell tödtlichen Verlauf. Gehirnentzündung, Leberentzündung, Gallenkrankheiten und Tollheit rafften die meisten dieser Menschen dahin, daher sie vorzüglich zu warnen sind, daß sie Punsch, Liköre, starke Weine, sehr nahrhafte, gewürzte Speisen, eine übermäßige Temperatur in ihren Zimmern, und eine starke Hitze von Außen, häufigen Geschlechtsgenuß vermeiden, so wie sie die ihnen eigenthümlichen Leidenschaften als Zorn, Haß und Rache, glühende Liebe, Ehrgeiz und Stolz durch die Macht der Vernunft in Bande legen.

Auf diese Weise wird es ihnen gelingen, den schreck-

lichen Übeln, zu denen sie eine große Neigung haben, vorzubeugen, und ein hohes Alter, was bey diesem Temperamente eine Seltenheit ist, zu erreichen.

Da diese Temperamente gewöhnliche Begleiter des männlichen Alters sind, so wäre es überflüssig noch einmal die Maxime, die wir angedeutet haben, um den geschilderten Krankheiten vorzubeugen, zu wiederholen.

Dr. Fleckles.

Einige diätetische Winke für den
Ackermann.

Der Ackermann, ein nütliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ist durch seine Berufsgeschäfte und durch seine Lebensweise, die er einschlägt, manchen ihm eigenthümlichen Leiden ausgesetzt; seine Vorurtheile sehen ihm so oft, bevor die Natur, mit der er in der innigsten Freundschaft lebt, es gewollt, den Grabstein.

Die Zeit der Ernte ist so die eigentliche Zeit des Jahres, wo die übermäßigen Anstrengungen, den Landmann Krankheiten preisgeben. In der größten Schwüle schneidet er vom frühen Morgen viele Tage seine Früchte ab, bindet Garben und trägt sie mit krummgebogenem Leibe, wobey das Blut gegen den Kopf strömt, auf den Wagen. Bey diesen höchst mühsamen und beschwerlichen Arbeiten setzt er sich immerwährend der Sonnenhitze aus, und vergönnt eher seinen Haushathieren Ruhe, für die er auf der Weide die schattige Kühle zur Erfrischung sorgsam auswählt, nur sich selbst achtet er nicht. Aus dieser unverzeihlichen Vernachlässigung ist er so häufig der gefährlichen Krankheit, genannt der Sonnenstich, ausgesetzt; denn sein schwarzes Haar oder sein schwarzer, breiter Hut, saugt schnell die glühenden Strahlen ein; eben daher entstehen auch die verschiedenen Augenübel, die man bey denandleuten so häufig findet, als Augenentzündungen, der Nachtmel, der graue und der unheilbare schwarze Staar.

Um diesen Krankheiten zu entgehen, würde ich euch, ihr lieben Ackersleute, den menschenfreundlichen Rath ertheilen, zur goldenen Zeit der Ernte, wenn ihr mit Tagesanbruch euere Arbeiten begonnen, um 10 Uhr aufzuhören. Von 10 Uhr bis 3 Uhr verweilt in einer für diese Zeit auf dem freyen Felde leicht zu errichtenden Hütte, Gezelt oder kühlen Schatten spendendem Orte, genießt euer Brot und euern Trank, dann kehrt ihr gestärkt an euere Arbeit zurück, bis der friedliche Abend euch begrüßt.

Doch warne ich euch, daß ihr euch an den kühlen Abenden, die gewöhnlich auf heiße Sommertage folgen, ja nicht mit eurem, durch das Tagewerk erhitzten und schwitzenden Körper auf das vom leichten Abendthau befeuchtete Gras niederlasset. Aus dieser äußerst schädlichen Gewohnheit entstehen bey euch zu Ende des Sommers und während des Herbstes sehr gefährliche oft schnell tödtende Ruhren, Brechrühren, Gallenfieber; deswegen sterben so viele der rüstigsten und stärksten von euch an Koliken dahin. Denselben Gefahren seyd ihr ausgesetzt, wenn ihr Holz im

Walde fällt, wenn ihr mit dem Weinbau auf Bergen und Hügeln euch beschäftigt, und bey ganz durchnästem Körper durch einen Trunk eiskalten Wassers euren heißen Durst zu stillen sucht; für so manchen ward solch ein Trank ein wahrer Todesstrank. Denselben Gefahren seyd ihr preisgegeben durch heftige schnelltödtende Leibesbeschmerzen, ein Opfer eurer verkehrten Lebensweise zu werden, wenn ihr Wein keltert, da ihr gewöhnlich übermäßig seyd in dem Genuße des jungen Weines oder des Mostes.

Diesen gefahrvollsten eurerer Arbeiten füge ich auch noch das Tragen und Aufheben schwerer Lasten bey; als da sind Fruchtstücke, besonders wenn dieses mit vollem Magen oder nach dem Genuße von vielen Weinen geschieht. Daraus entstehen sehr leicht und schnell bey euch: Schlagflüsse, Blutspen, Leistenbrüche und Verrenkungen. Dr. L. F.

Palmenblätter für Leidende.

Die zärtliche Mutter an ihres Kindes Krankenbette.

Kindlein lag im tiefen Schummer,
Mutter ängstlich, und voll Kummer,
Schlich zum Fenster, hob den Blick
Auf zu dem, der das Geschick
Unser Aller weise lenket,
Zu Ihm steht sie, tiefgekränket:
„Herr! du gabst dieß eine Kind
Mir zum Lohn, daß ich empfind',
Wie so süß die Mutterfreuden.
Doch nun quälen lange Leiden
Dieses arme Kind, so krank,
Und mein kühner Muth oft sank,
Sah ich's leiden, konnt' nicht lindern,
Nicht des Körpers Schmerzen mindern,
Sah ihm drohen bald den Tod,
Das vor Kurzem blühend roth.
Endlich senkt sich Schlaf's Gefieder,
Auf die matten Augenlieder,
Und vom Leiden kann es — ruhen;
Ja! du wirst das Beste thun,
Wirst mein gutes Kind erhalten,
Sieh! die Mutterhände fassen
Undachtsvoll sich, und der Mund
Thut des Herzens Hoffen kund.
Doch, sollt'st Vater! du beschließen,
Daß nicht länger mehr begrüßen
Mich als Mutter soll mein Kind,
Ach! so end' sein Leid geschwind.
Nimm von ihm des Todes Qualen,
Und soll' ich es schon bezahlen
Der Natur die herbe Schuld,
So gewäh' mit Vaterhuld,
Daß im letzten Augenblicke,
Gh' es sich der Erd' entrücke,
Du ihm send'st Schutzengeln,
Laß es ruhig schlummern ein.“
Also tönet ihr Gewimmer,
Sieh! da strahlt ein heller Schimmer

Durch's Gewölke mild hervor,
Und die Frau hob sich empor;
Trat gen's Bettlein hin dann leise,
Schlich auf zarte Mutterweise
Näher, daß sie's nur nicht weck',
Und — stand wie gebannt am Bied',
Denn kein Athemzug ließ hören
Sich, und — sollt' es Gott beschreien —
Dacht die Frau in ihrem Sinn',
Daß mein Kind schon jezt dahin,
Daß so bald was ich begehret,
Mir so schnell schon ward gewährt?
„Ruhig sollt' sein Ende seyn,
„Dessen Leben schuldlos rein.“
Nein! o nein! nur fest wird's schlafen,
So hart wirst du Gott nicht strafen,
Was sich meiner Lipp' entrang,
Und das Herz schlägt ihr so bang. —
Hin eilt sie nun, — sie will's sehen,
Ob es lebe, sollt' vergehen
Sie auch an des Kindes Seit',
Dem ihr Leben sie geweiht.
Arme Mutter! wollest weilen,
Nöthig ist's nicht, jezt zu eilen!
„O was seh' ich! — heil'ger Gott!“
Ruft das Weib, „Mein Kind ist — tot!“
Heller wird stets mehr der Schimmer,
Und im glänzenden Gestimmer,
Sieht sie ein hold Engeln,
Das in einen Blumenkreis
Legt das Kind, das strahlend weiß.
„Ihm, dem Höchsten werde Preis,
„Der dein Kind so bald entbunden
„Von den Leiden, und die Wunden,
„Die dein Herz empfinden muß,
„Heilen wird durch Liebesgruß,
„Den von oben er wird senden,
„Dir im Schmerze Trost wird spenden!“

So drang's süß jezt an ihr Ohr,
Und erstarkt hob sie empor
Sich von ihres Kindes Leiche,
„Deine Huld von mir nicht weiche!
Bricht mein Herz mir gleich vor Schmerz,
Blick ich hoffend himmelwärts.“

G. F. Müller.

Miscelle.

Wahnsinn von kaufmannischen Verlusten.

Dr. Burrows, dessen große Erfahrung seine Autorität nicht bezweifeln läßt, macht die merkwürdige Thatsache bekannt, daß wirkliche Geldverluste oder fehlgeschlagene Speculationen nicht häufiger Wahnsinn verursachen, als unerwarteter großer Gewinn. Als einen Beweis führt Burrows an, daß in den sechs Monathen von 1825 zu 1826, wo die Bankerotte in London auf besorgliche Weise einander jagten, in dieser Stadt weit weniger Verrückte gefunden worden seyen, als zu irgend einer andern Zeit.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

71.

Wien, Mittwoch den 5. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Von der nöthigen Pflege nach überstandener
schweren Krankheit.

Man glaube ja nicht, daß, wenn auch die zweckmäßigste, ärztliche Hülfe und die sorgsamste Pflege das Ende der Gefahr oder der Krankheit glücklich herbeigeführt haben, dieselben weniger nützlich würden, und die Gegenwart des Arztes ganz entbehrlich wäre. Nun muß im Gegentheile die Wachsamkeit um so pünctlicher seyn, weil da die Kranken meistens weniger folgsam, die Versehen leichter, die Vorurtheile zahlreicher, und die Gefahren vielleicht nicht geringer sind. Die kleinste Unvorsichtigkeit kann die Krankheit wieder hervorrufen, und einen Rückfall verursachen, welcher dann sehr wenig hoffen läßt. Der Grund davon ist einfach; die von dem ersten Stoße noch matten Organe und erschöpften Lebenskräfte sind selten im Staube, den zweyten Sturm auszuhalten. Was geschieht nun, wenn diesem ein dritter folgt? Der ist dann wohl mehrentheils der letzte, weil gewöhnlich die stärkste Constitution ihm nicht widersteht. Die Umgebung der Kranken muß daher stets daran denken, daß die Rückfälle meist aus Unvorsichtigkeit, Schwäche oder Vorurtheilen entstehen, die doch so leicht zu beseitigen sind.

So ist das Verlangen, den Genesenden zu schnell Kräfte zu verschaffen, eine der häufigsten Quellen der Rückfälle.

Der Arzt, welcher weiß, wie sehr die schwachen Verdauungsorgane geschont werden müssen, und wie wenig dazu gehört, Fieber wieder hervorzurufen, verordnet anfangs nur Hühnerbrühe, dann gewöhnliche dünne Fleischbrühe, und hierauf erst sehr wenig

und leichte Speise. Gemeinlich missfallen diese weisen Beschränkungen dem Kranken sehr, er beklagt sich hierüber oft empfindlich, und wendet stets seine Eflust ein. Gibt man ihm nach, und erlaubt ihm die Umgebung statt der Hühnerbrühe eine Kraftsuppe, oder consistente Speise statt der Fleischbrühe; oder vermehrt man endlich die erlaubten Nahrungsmittel, so kömmt der Magen in Unordnung, verdorben oder zum wenigsten unverkochte rohe Säfte werden in die Blutmasse aufgenommen, und mehr oder minder gefährliche Zufälle zögern nicht lange, sich wieder einzustellen. Dann muß freylich schnell zur Hühnerbrühe, ja zur mageren Kost zurückgekehrt werden. Wenn man aber unter dem Vorwande, den Magen wieder zu beleben, wohl gar guten Wein, Chocolate und nahrhaftes Fleisch reicht; wenn man schlechterdings den Kranken Appetit machen, und ihn aus Vernunftgründen essen machen will, dann stellt sich das Uebel schrecklicher und gewöhnlich ohne Hoffnung wieder ein.

Ich schärfe es daher Allen, die auf den Kranken Einfluß haben, nochmahls ein, in diesem Stücke die Vorschriften des Arztes auf das genaueste zu befolgen, niemahls die Gabe der von ihm erlaubten Nahrungsmittel zu überschreiten, und lieber darunter zu bleiben. Man soll der Eflust des Genesenden, deren Ursache oft eine noch vorhandene Reizbarkeit des Magens ist, wegen welcher viele Kranke mehr Hunger, wenn sie zu essen aufhören, empfinden, als wenn sie anfangen, misstrauen. Bevor die erste Mahlzeit nicht völlig verdauert ist, ist es sehr gefährlich, eine andere zu geben, und eben so gefährlich wird die geringste Speise am Ende des Tages, weil gegen Abend gewöhnlich noch eine kleine Fieberbewegung sich einstellt, welches durch

die Verdauung unfehlbar vermehrt werden müßte. Endlich darf der Magen niemahls zugleich nährnde und arzneylische Substanzen empfangen; dieß darf erst wenigstens eine Stunde vor oder drey Stunden nach der Mahlzeit geschehen.

Die Nahrung der Genesenden bestehe anfangs nur in Fleischbrühe, dann später in einer Suppe mit etwas Brot, Reis, Nudeln, durchgeschlagener Brotsuppe u. s. w. Wo aber in der Wirthschaft nicht so viel Fleisch gekocht wird, um für den Genesenden stets in hinlänglicher Menge gute Suppe zu gewinnen, da empfehle ich die Verfertigung der Fleischbrühe von Gallerte; der Gebrauch der Fleischbrühetafeln beseitigt dieses Hinderniß vollkommen*). Das Getränk der Genesenden, wie der Kranken, bestehe in bloßem Wasser mit Zucker, oder sehr wenig rothem Weine vermischt. Man bilde sich nicht ein, daß sie immer vortrefflicher Weine oder anderer Getränke bedürften.

In der zweyten Periode der Genesung, wo der Reconvalescent bereits thätig zu werden beginnt, müssen die Mahlzeiten häufiger folgen, weil die Verdauung dann geschwinder von Statten geht, und die Eflust nicht mehr täuscht; aber ungeachtet dieser Schnelligkeit darf man ihm doch niemahls schwer zu verdauende Nahrungsmittel reichen, und bedenken, daß die Genesenden in der Regel nur nach und nach und mit weiser Schonung, ohne Gefahr, zu ihrer gewohnten Nahrung zurückkehren können.

Im allgemeinen behandelt man sie zu sehr wie Kinder; man reicht ihnen zu viele Dinge, die mehr dazu geeignet sind, ihren Gaumen zu befriedigen und ihre Eflust noch mehr zu reizen, als ihre Restauration zu fördern, und dadurch bringt man sie nur zu leicht zur Ueberschreitung der Gränzen des Bedürfnisses. Brot von bester Art, einige Suppen, gekochtes Obst, etwas Kalbfleisch, gebratenes Huhn, weiche Eyer, einige leichte Gemüse, wie gekochter Salat, gelbe Rüben, Spinat u. s. w. sind unter allen Beziehungen die passendste Nahrung. Auch muß man die Genesenden ermahnen, langsam zu essen und sehr gut zu kauen, weil man, gerade wegen des Wohlgeschmacks der Speisen, sie zuweilen kaum zermalmt verschluckt.

Fische und Chocolate, die man den Genesenden so häufig genießen läßt, geben uns Gelegenheit zu einigen wichtigen Bemerkungen. Erstlich sind die Schleiche, der Aal, der eingesalzene Haring, der zu frische Kocke, die Macrele, der Stockfisch, die Krebse und der Tunfisch einem schwachen Magen eben so wenig zuträglich, als in Schmalz oder Oehl gebackene

Fische, und die zu fetten Oehl- oder Butterbrühen, welche selbst die leicht verdaulichsten Fische doch zu schwer für die Verdauung machen. Was die Chocolate anbelangt, so ist die sogenannte Gesundheitschocolate von allen die am wenigsten zuträglich in Hinsicht der Leichtverdaulichkeit, weil zu derselben kein die Verdauung erleichterndes Gewürz kommt. Da die Chocolate größtentheils aus Cacaobohnen besteht, welche bekanntlich ein sehr schweres Fett (Cacaobutter) in großer Menge enthalten, welche eine sehr nahrhafte, aber eben so schwer verdauliche Substanz abgibt, so dürfte dieses Nahrungsmittel für einen schwachen Reconvalescent wohl durchaus nicht zulässig seyn, obgleich es der Zusatz von Zucker und Gewürzen durch die Magensaftes ausflößlicher und verdaulicher machen.

Die Mailänder- und Gräzerchocolate sind wegen ihrer Güte weltbekannt, obgleich die edlern Sorten von hiesiger Fabrication den genannten in nichts nachstehen. Der Ruf der ersteren mag größtentheils dadurch entstanden seyn, daß man meistens nur eine Hauptsorte aus den besten Materialien fabricirt, welche sich höchstens nach der Art und dem Gehalte der Gewürze, (Vanille, Zimmt u.) unterscheiden, während hier mitunter auch sehr schlechte Erzeugnisse geliefert werden, um einen Preis, daß man auf die wohlfeilsten und mitunter der Gesundheit sehr nachtheiligen Surrogate schließen muß, welche die leichteren Sorten genannt werden.

Wehe dem Genesenden, der von einer solchen leichten wohlfeilen Sorte Gebrauch macht, denn sie geben das beste Mittel ab, die Verdauung vollends zu Grunde zu richten. Eine gute Chocolate muß sich durch starkes Kochen total auflösen, und durch zerquirn in eine fein schaumige Masse verwandeln lassen; jene Sorte aber, welche einen sandigen Rückstand macht, ist für Reconvalescenten ganz untauglich und gehört nur für einen Straußenmagen.

Ernsthafte Aufmerksamkeit verdient auch die Anwendung der ersten Kräfte des Genesenden. Anfangs wird es zuträglich seyn, ihn einige Stunden aufrecht im Bette, dann mit ausgestreckten Beinen, auf einem mit Betten ausgestopften Lehnstuhle sitzen zu lassen. Er darf nicht zu lange aufbleiben, und es ist besser, daß er sich des Tages zu wiederholten Mahlen aufrichte. Die Angehörigen müssen ihn schnell und warm anziehen, ohne ihn jedoch mit zu schweren Kleidern zu belästigen. Sie werden ihn zu zerstreuen und leicht und angenehm zu beschäftigen suchen, und nie leiden, daß er sich ermüde.

Ist es nützlich, den noch schwachen Genesenden eine sanfte und wiederholte Bewegung machen zu lassen, bevor man ihm zu gehen verstatet. Ausfahrensmöchte dienlich seyn, es ist aber beschwerlich und bisweilen zu stark erschütternd. Daselbe gilt von der Bewegung zu Pferde. Beyde Arten von Bewegung habe ich von einem geschickten Arzte durch folgende Vorrichtung ersetzen sehen. Er ließ auf zwey feste, ziemlich weit von einander stehende Böcke ein langes geschmeidiges Bret

*) Derselbe Suppentafeln, wie man sie zu nennen pflegt, müssen ohne Gewürzzusatz aus reiner thierischer Gallerte befestet seyn. Man nimmt für eine Tasse heißes Wasser, ein halb Loth Suppentafel, welches eine mild nährnde Suppe gibt, und die durchaus keine Fetttheile enthält, welches bey den frischen Fleischbrühen gewöhnlich der Fall ist. Für meine Kranken nehme ich die Suppentafeln in der Bognergasse, im Gewürzgewölbe zum Kamehl, und bin gut zufrieden.

legen, und auf dessen Mitte den Kranken sich setzen. Seine mindesten Bewegungen brachten ein Schaukeln hervor, welches durch die Schnellkraft des Bretes vermehrt ward. Man rückt diese Böcke dicht an die Wand, damit der Kranke nicht rückwärts falle, und legt unter ihn ein Stück mehrmahls zusammengelegtes Tuch, damit er bequem sitzt. Auf diese Bewegung folgt vortheilhaft der Spazierritt auf einem Maulthiere oder Esel. Der Genesende geht hierauf einige Mahle auf und ab in seinem Zimmer, oder, wenn schönes Wetter ist, im Garten u. s. w. Er darf auch nur nach und nach an den Eindruck der Luft gewöhnt werden.

Man sehe darauf, daß er nicht einige Unvorsichtigkeiten aus dem Verlangen begehre, seine Arbeiten wieder vorzunehmen. Anfänglich darf er nur einige Augenblicke in einem fortarbeiten, und nur wieder beginnen, wenn er das ohne die geringste Anstrengung im Stande ist. Ubrigens muß er sich längere Zeit, der erwähnten passenden, der überstandenen Krankheit angemessenen Kost bedienen, und das Verhalten genau beobachten, welches allein nur vermögend ist, ihn von allen gefährlichen Rückfällen zu schützen.

Der Einfluß der Temperamente auf die menschlichen Leidenschaften.

Auf den gesunden, so wie auf den krankhaften Zustand des Menschen, wirken die Temperamente außerordentlich ein; ja, unser Glück, all unsere Zufriedenheit in den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Lebensverhältnissen, bestimmt unser Temperament; die Kunst also seine Leidenschaften zu mäßigen, muß ihre Hauptmotive aus der Belehrung, sein Temperament zu beherrschen schöpfen; ohne diese reichhaltige Quelle kann sie keinen Nutzen stiften.

Ich gedenke hier nur, den Einfluß der zwey Haupttemperaturen auf die Leidenschaften kurz zu erwähnen.

a) Der Sanguiniker.

Bei Menschen, mit diesem reichbaren Temperamente begabt, zeigt sich eine große Sympathie, sie sind reichempfänglich für alles Schöne Große, und Erhabene der Natur, theilnehmend für fremde Wonnen und fremde Schmerzen. Man kann von den Sanguinikern sagen, daß sie nicht sich selbst, sondern nur für Andere und mit Anderen gern leben; daher ist der Sanguiniker der Liebe und der Freundschaft glühend heiß ergeben, aber diese Gluth verzehret sich wie sein stetsbewegtes Leben und wir sehen ihn heute einem Geschöpfe huldigen, das er morgen mit Pfeilen seines Hasses vernichtet. Ist er einsam, was er wohl selten lange aushält, so fühlt er sich unglücklich und ist traurig. Er ist daher in seinem Freudenrausche nie zu beneiden, denn er wählet nicht bedächtigt, genießt die Reize des Lebens momentan, und die Furcht, die Reue und Hoffnungslosigkeit sind seine getreuesten Begleiter. In keiner Temperamentsform zeigt sich ein

solcher auffallender Wechsel der edelsten und unedelsten Leidenschaften, wie bey dieser. Das Alter und traurige mit dem Verluste eigener Zufriedenheit gemachte Erfahrungen ändern dieses Temperament um, daß es entweder sich als phlegmatisches oder melancholisches gestaltet.

b) Der Choliker.

Dieses Temperament ist nicht den lockenden Reizen des Augenblickes ergeben, ihnen schenkt er keine Aufmerksamkeit er ist stolz, kühn und unternehmend, er ist immerwährend ein feiger Slave seiner Leidenschaften, die sein Leben untergraben; Haß, Jorn, Rache und gemeine Furcht, so wie vorherrschende sinnliche Liebe bestürmen sein aufgeregtes Gemüth. Er handelt, sagt Ehrmann, weit mehr nach Grundsätzen als der Sanguiniker, der bloß durch gelegentliche Eindrücke bewegt wird; aber diese sind nicht Grundsätze der Tugend, sondern der Ehre und er hat kein Gefühl für die Schönheit oder den Werth der Handlungen, sondern für das Urtheil der Welt, das sie davon fällen möchte. Weil sein Verfahren, insofern man nicht auf die Quelle sieht, daraus es entspringt, übrigens fast eben so gemeinnützig ist, als die Tugend, so erwirbt er vor gemeinen Augen eben so die Hochachtung, als der Tugendhafte, aber vor seinen Augen verbirgt er sich sorgfältig, weil er wohl weiß, daß die Entdeckung der geheimen Triebfeder, der Ehrbegierde, ihn um alle Achtung bringen würde! — Huseland meint, daß man bey Menschen, mit dieser Temperamentsform begabt, durch geistige und physische Mittel viel einwirken könne, um ihre Reizbarkeit zu bekämpfen, wozu die moralische und religiöse Bildung sehr viel beytragen könne, er sagt, ein Braminenleben ist diesen Menschen am zuträglichsten.

Nur diese zwey Temperamente sind als richtige Quelle der Leidenschaften zu betrachten; das phlegmatische hat zu viel Schwäche und Ohnmacht, und wird schwer und nie stark aufgeregert, so wie das Melancholische zu viel Kraft und Stärke besitzt, um Herr über diese mächtigen Feinde des Lebens zu werden.

Dr. L. F.

Aphorismen.

Von Dr. F. S.

Es liegt weniger daran, was? — als, wie? man etwas genießt. Durch Mißbrauch kann die heilsamste Arzney in Gift, so wie durch zweckmäßigen Gebrauch das gefährlichste Gift in Arzney verwandelt werden.

Der Unmäßige ist ein Selbstmörder. Indem er durch Überreiz die Spannkraft der Lebensthätigkeit erschöpft, reißt er mit eigener Hand den Faden seines eigenen Lebens entzwey, wenn auch nicht so schnell, doch eben so

gewiß als einer, der sich in den gähnenden Schlund der Charybdis hinabstürzt.

Des Menschen Heil besteht nicht im Luxuriren der rohen Fleischmasse, sondern in einer innigen Harmonie aller Lebenskräfte. Es ist daher thöricht, die Seele als eine dienende Sclavinn, mit einer sie niederdrückenden Bürde zu belasten; so wie es thöricht ist, den Körper durch willkürliche Martern zu quälen, zu schwächen, und ihn zur Erfüllung der Lebensverrichtungen untauglich zu machen.

Große und fette Menschen, sagt Cäsar, sind insgemein gutherzig, wie Antonius und Dolabella; die geschmeidigen aber und hagern, wie Brutus und Cassius, haben gemeinlich keinen Verstand und viel Eigensinn. Cäsars trauriges Schicksal hatte dieses Urtheil vollkommen gerechtfertigt; denn eben jener Antonius war's, der die kühnen Plane des ehrgeizigen Dictators bis an's Ende blindlings unterstützte, und eben dieser Brutus, der ihn verrieth.

Nach Aristoteles sollen die stärksten Menschen, die viel Muth zeigen, in der Regel weniger Verstand, als andere besitzen. — Wiewohl nun diese Meinung im Leben oft bestätigt gefunden werden mag; so hat es doch zu allen Zeiten Männer gegeben, die sich sowohl durch geistige als körperliche Größe und Kraft auszeichneten, und so gibt es auch heutzutage Menschen, die am Geiste und am Körper zugleich Schwächlinge sind. Wollte man demnach obige Behauptung als Regel aufstellen; so müßte man zugleich eben so viele Ausnahmen gelten lassen, als nöthig wären, um den Einwürfen der Erfahrung zu begegnen.

Wie viele Vortheile auch ein Mensch von groben Knochen und derben Muskeln über andere von schwachem Körperbaue, im Kampfe gewinnen mag, so können doch jene Vortheile weder wichtig noch dauerhaft seyn, wenn die physisch schwächere Parthey im Besitze geistiger Überlegenheit ist. Denn der überwiegende Verstand wehrt von seiner Niederlage mehr Nutzen zu ziehen, als die rohe Gewalt von ihren Siegen zu ziehen vermag, und gewinnt doppelt so viel im Frieden.

Beym Manne prädominirt in der Regel der Verstand, beim Weibe das Herz. Der Mann ist reich an Reflexionen, das Weib an Empfindungen.

Sprüche in's Haus.

Hast einen Nachbar, er achtet dich nicht;
Er achtet doch d'rauf, was man von dir spricht.

Zwey Freundinnen in einem Haus,
Die treiben den Freund des Freundes hinaus.

Hab' auf den Zug acht, am lächelnden Mund,
Und ob das Aug' ist offen und rund.

Lass' dich im buntesten Kreis nicht geniren,
Jedes Ding einzeln vor's Auge zu führen.

Willst du mit Feinden dich versöhnen,
Suche immer das Gute an ihnen.

Joh. Gisl.

Neues aus der Zeit.

Die Cholera in Amerika.

Die herrschende Krankheit, nicht zufrieden, beynah ganz Europa zu verheeren, ist nach den neuesten Berichten auch nach Amerika übergegangen. New-York und Boston ist mit der strengsten Quarantaine versehen; in Kanada aber soll sie ungeheuer wüthen, und zwar dergestalt, daß in Quebec durch längere Zeit beynah jeder Geschäftsverkehr aufgehoben war. Vorzüglich bözartig ist sie in Montreal. Seit vier Tagen ereigneten sich daselbst 1635 Erkrankungsfälle, wovon 312 starben; in den letzten vierundzwanzig Stunden erkrankten neuerdings 431, wovon 82 ein Opfer wurden. Diese Angaben sind nur die Resultate der Hospitäler, woben die Privatfälle, die nicht minder bedeutend sind, nicht mit begriffen wurden. Man ist daselbst in großer Bestürzung, und zweifelt nicht im Geringsten, daß diese bösartige Seuche über ganz Amerika sich verbreiten werde. Auch in England sind nun die Erkrankungen weit häufiger, welches man nicht ohne Grund der Fruchtigkeit zuschreibt, wo die Leute viel unreifes Obst genießen, und die heißen Tage mit den kühlen Nächten wechseln. Die Krankheit beginnt auch dort wie hier (in Wien) größtentheils mit einem unbedeutenden schmerzlosen Abführen, verbunden mit häufigem Rosten und Pöstern im Unterleibe, und da die ersten Ausseerungen den Ergriffenen meistens Erleichterung verschaffen, so leben sie ganz sorglos in der Hoffnung, daß es sich von selbst geben werde, und fahren in ihrer gewohnten Lebensweise fort. Was sonst leicht vertragen wurde, wird nun zur Ausbruchursache und der Kranke ist nach wenigen Tagen, ja oft nach Stunden schon durch eine solche vernachlässigte Diarrhöe ein Opfer der Seuche. Nur wer das Abführen beachtet und früh genug den Arzt zu Rathe zieht, entgeht glücklich der Gefahr.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

72.

Wien, Samstag den 8. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Philosophie, als Förderinn der Gesundheit.

So wie die Philosophie in engerer Bedeutung bey Studien der höheren Wissenschaften unerlässlich ist, so ist die Philosophie im weiteren Sinne, des Menschen beste Führerin in allen Situationen, des öffentlichen Lebens sowohl, als der physischen Existenz. Philosophisch leben heißt: vernunftgemäß leben, frey von Vorurtheilen denken, frey von Leidenschaften handeln, nach den Mustern und Anweisungen derjenigen hochbegabten, seelenstarken Menschen, deren die Vorsehung in allen Gegenden der Erde, zu allen Zeiten erscheinen läßt.

In Beziehung auf das Physische des Menschen, beschäftigt sich die Philosophie nicht mit den Mitteln wider Krankheiten, sondern mit den Mitteln zur Erhaltung, zur Befestigung der Gesundheit. Sie lehret vor allem andern, ein thätiges Leben führen, alle eingebildeten Güter und Genüsse mit dem Gleichmuth, mit dem klaren Blicke des Weisen betrachten; sie lehret alle Erhaltungsmittel, Speise, Trank, Kleidung, Erhöhung, nach der natürlichen Anweisung gebrauchen, frey von verführerischem Zauber für die Sinne; sie lehret das Zuviel von jedem Genusse gering achten, wodurch die meisten Krankheiten entstehen, und der Geist in seiner Thätigkeit aufgehalten, an Emporheben zum Übernatürlichen gehindert, zum Bestreben nach eingebildetem Werthe verführt wird. Sie lehret ferner das Freymachen von jeder Art Leidenschaft, Beherrschung sinnlicher Empfindungen, so wie solche Personen nur zu lieben und die Sachen nur wünschen, die liebens-, schätzenswerth sind.

Die wichtigste Lehre der Philosophie ist die Aufforderung zu jenen ritterlichen Streiten gegen unsern

angeborenen Feind, der uns an den Fersen folgt, sobald wir Mein und Dein zu unterscheiden wissen; es ist der Kampf gegen die *Selbstliebe*. Diese ist es, die so schwer zu besiegen ist, da wir, der natürlichen Ansicht nach, aus dem Siege nur Nachteile für uns hervorgehen sehen. Hat man auch die Begierden nach sächlichen Dingen nie stark in sich gefühlt, hat man geringe Empfänglichkeit für sinnliche Reize, so darf man sich deshalb noch nicht für den unbestechlichen Weisen halten. Man lebt allenthalben in größeren oder kleineren Gemeinschaften, zwischen unmittelbarer Umgebung von Standesgenossen, von Mitgliedern der häuslichen Familie. Hier ist der Kampfplatz der großen Helden; diese Aufgabe zu lösen, reichen nicht eines Taglichen Kräfte zu. Vielsähriges Vorbereiten, Versuche im Kleinen, werden erfordert, um sich im Angesicht der großen Welt, und auch im häuslichen Kreise im Bügel zu behaupten. Diese große Welt hat ihre Vorurtheile, ihre Sitten, ihre Meinungen. Der Wahrheit, Mäßigkeit, Aufrichtigkeit treu bleiben, und dennoch so klug ohne Verdruss, ohne Argers, ohne Nachtheil durchkommen, wäre so ungefähr die Schilderung eines philosophischen Lebens.

Wie viele Menschen machen sich durch zu großes Strengnehmen der Unvollkommenheiten Anderer, durch Empfindlichkeit gegen scheinbare Gleichgültigkeit über die eigenen Verdienste und Talente von Seite Vorgesetzter oder Standesgenossen, so endlosen Verdruss, der sie zu dem Frohsinn, zu der Gemüthsruhe fast gar nie kommen läßt, die eine so wesentliche Bedingung zur Gesundheit ist. Der Philosoph grämt sich nicht, wenn Anerkennung, Beyfall, Auszeichnung seiner Verdienstlichkeit ausbleibt; wo ihm Unrecht gegen Ge-

setze zugebacht wird, da tritt er männlichen Sinnes auf, vertheidigt seine Habe, seine Ansprüche, wirksam, mit Erfolg versprechendem Nachdrucke; sonst aber macht er den stillen Beobachter aller Vorgänge des bunten Spieles im Weltleben, der Schwachheiten der Menschen, und erinnert sich, so oft ihm Lächeln oder Enttäuschung über Andere ankommt, bescheidener Weise — der eigenen Mängel. Alle, wie wir Sterbliche sind, alle sind wir unvollkommen, und haben dabey die Unart, die Gebrechen Anderer mit vergrößerndem Maßstabe, unsere mit verkleinerndem zu betrachten. Obschon ein Jeder ein Original von Güte und Fehlern ist, und originell seyn will, obschon jeder gut und klug, ja besser und klüger sich dünkt als Andere, so gibt es überall und an Allem zu tadeln. Einer nennt den Andern hüzig, ehrsüchtig, eigennützig, eigensinnig, und ist es selbst nicht minder. Klar betrachtet, muß all diese Tadeln und Murren und Nachreden dem stillen Beobachter recht lächerlich werden. Man schilt Jemanden dumm z. B., wäre er es wirklich, so ist er es zufällig; oder ist es durch Verirrungen, die die geistige Kraftäuserung lähmen, geworden; seine Unfähigkeit ist also zu bedauern, und der offenbar Einsichtsvollere sollte sich seiner Vorzüge im Stillen erfreuen, denn er sündet sich ja begünstigt; Niemand ist ja absichtlich blöde. Man schilt Andere eigensinnig; ist es aber der Tadler nicht auch, da er verlangt oder wünscht, es möchten Andere gerade seiner Ansicht seyn? In andern Personen sieht man eingefleischten Egoismus, weil sie Andern nicht genug Werthschätzung, nicht genug Gefälligkeiten zukommen lassen; ist der Begehre nicht auch Egoist? Heißt es nicht nach dem Spruche eines hochweisen Lehrers: „Warum siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken im eigenen Auge nicht!“

Obschon auch der Weiseste unter dem Menschengeschlechte zufälligen Störungen der Gesundheit unterworfen bleibt, obschon der vollkommenste, beste, gerechteste der Menschen dahin muß, woher kein erkennbares Wiederkommen ist, so wird ihm ein solcher Krankheitszustand nicht so viel schaden, der Abschied von hier nicht so schwer werden als Denjenigen, die bloß sinnlich leben, von der Art der künftigen Verhältnisse falsche Begriffe haben, oder an eine vortheilhafte Umwandlung aus lauter Irrthum gar nicht glauben wollen, ja sogar diese Zweifel als die gekrönten Geburten ihrer (eingebildeten) Weisheit allenthalben predigen, heimlich aber gerade die Kleinmüthigsten sind. Auch im Krankheitszustande, und da besonders ist der Gleichmuth, die Furchtlosigkeit, kluge Vorsicht, ein großes Förderungsmittel zur Wiedergenesung; eine Befestigung jener Standhaftigkeit, die des Todes Ueberwinderin ist.

J** B**

Vergiftung durch den Genuß des Meerteufels.

Der Hobart = Town = Almanach enthält eine getreue Abbildung des Meerteufels oder giftigen Froschfisches, und theilt über seine Natur Folgendes mit. Sein Gift hat viel

Ähnlichkeit mit den Wirkungen der Blausäure; sie vermindert ungemein die Nervenstätigkeit, erzeugt Unempfindlichkeit, Verlust der Sprache, des Schlingens, des Gesichtes, der Bewegungskraft der willkürlichen Muskeln, und zuletzt völlige Erschöpfung der Nervenkraft, und Tod. Diese Wirkungen erfuhren eine Frau und zwey Kinder, nachdem sie eine gute Portion von diesem Fische verzehret hatten. Den Rest davon gab man zwey Kagen, die bald darauf von ähnlichen Symptomen ergriffen wurden. Als beyde Kagen schon in Todeszuckungen lagen, wurden der einen von ihnen 25 Tropfen Arsenikauflösung eingegossen, worauf sie sich außerordentlich schnell erhobte, während die andere, die man den Wirkungen des Fraßes überließ, bald darauf endete. Die Leichen der drey verunglückten Personen waren ungewöhnlich weich und sehr gebleicht, und verbreiteten, besonders um die Gegend des Mundes, einen Geruch wie frisches Heu. Nach Verlauf von 12 Stunden verfielen sie in allgemeine Fäulniß, schwellen auf, erregten einen unerträglichen Gestank und gingen in schnelle Verwesung über. Dieser giftige Fisch hat 5 Zoll in der Länge und fast eben soviel in der Dicke; der Rücken ist gefleckt, und röthlich-braun. Der Bauch ist weiß, und wie Vochsleder anzufühlen. Seine Bauchkloffe hat er hinter dem After, und übrigens ist er mit einem Schwanz und zwey Brustklossen versehen. Der Schwanz ist nicht wagerecht sondern nach unten fast senkrecht gestellt. Die Kiemen befinden sich vor den Brustklossen, und sind ungefähr drey Achtel eines Zolls lang und halbmondförmig; die Augen sind groß und hervorstehend.

Dieser Fisch bewegt sich ungeachtet seines schwerfälligen Aussehens sehr behend, und verliert sich eben so schnell in die Tiefe der Gewässer, als er sich pfeilschnell an die Oberfläche begibt. Er soll sich von giftigen Insecten nähren. Sein Fleisch ist nicht unangenehm schmeckend, allein von Giftstoff ganz durchdrungen. Ein Brechmittel und säuerliche Getränke darnach retten den Vergifteten von dem sonst unvermeidlichen Tode.

— a b —

Das Klima von Kanada.

Ein englischer Reisender theilt über das Kanadische Klima Folgendes mit:

Das Klima von Ober- und Unterkanada ist der Gesundheit ungemein zuträglich; die milde und glanzvolle Atmosphäre erfüllt das Gemüth mit Zufriedenheit und Freude; Nebel sind in diesen Gegenden fast unbekannt. Starke und anhaltende Fröste, große Hitze im Sommer und eine löstliche Milde des Herbstes werden von Denen gepriesen, die längere Zeit in Kanada verweilt haben. Man kann sich bis jetzt weder den hellen Glanz der Atmosphäre und des Himmels, so bey Tag wie bey Nacht, noch die außerordentliche Heftigkeit der Hitze und Kälte erklären, die in Kanada weit größer ist, als in irgend einem Lande von Europa, das unter gleicher Breite liegt, die strengen Gegensätze in der Temperatur schaden wegen der Eigenthümlichkeit des Klima's von Kanada, der menschlichen Gesundheit dafelbst weniger, als man glauben sollte. Die Kanadier, meistens aus

der alten Welt abstammend, machen sich aus dem strengen Winter sehr wenig, im Gegentheil bringen sie ihn unter verschiedenen Arten von Vergnügungen zu, und diese Jahreszeit wird, statt eine Zeit der Langeweile und der traurigen Abgeschlossenheit zu seyn, voll Lust zugebracht. Vorzügliche Unterhaltung gewähren die Lustpartien auf dem sogenannten Sleigh (einer Art zweyrädrigen Halbkuetschen) in denen man auf den hartgefrorenen Wegen und auf den mit starkem Eise und Schnee bedeckten Seen und Strömen in jeder Richtung hin- und herrollt. Die glänzende Durchsichtigkeit der Luft, die Reinheit des Himmels, der malerische Anblick, den die Bäume der Wälder mit ihren schneebedeckten Zweigen bieten, die Schnelligkeit, mit der der Sleigh dahin fährt, die Menge dieser Fuhrwerke, die sich in allen Richtungen durchkreuzen, alles vereinigt sich, dieses Vergnügen äußerst unterhaltend zu machen. Auch sind die strengen und langen Fröste keineswegs den Saaten des Landmannes schädlich, im Gegentheil, der dortige Landmann wünscht sie stets recht lang anhaltend und streng. Ein Gut, das in einer Provinz liegt, wo man fünf Monate des Jahres mit dem Sleigh fahren kann, wird als vorteilhafter gelegen betrachtet, als eines in einer Gegend, wo der Sleigh nur drey Monate im Laufe ist, und wo meist auch ein weniger gesundes Klima ist, und die Regenzeit länger dauert. Im Innern der Wohnungen sind metallene Ofen, deren man sich in den nördlichen und südlichen Provinzen bedient, mitten in der Stube aufgestellt; eben so gut auf den Gängen. Diese Ofen, für welche die Wälder unerschöpflichen Brennstoff liefern, unterhalten in den Wohnungen eine bedeutende Hitze während der strengen Winterzeit, und diese Hitze bekommt den Ansiedlern äußerst wohl.

Die Geburt von Zwillingen ist ein doppeltes Motiv, eine gesunde Mutter zum Selbststillen zu bestimmen,

indem mit dieser, in ihrem Organismus besonders hervortretenden Bildungskraft gleichzeitig auch eine bedeutendere Menge von Säften zur Ernährung beyder Früchte gegeben ist. Beobachtet die Mutter eine geregelte Lebensweise, ist ihr Verdauungsgeschäft im ungestörten Gange und leidet sie an kräftiger Nahrung keinen Mangel, dann gedeihen Zwillinge eben so gut, als einzelne Kinder an der Brust und die Mutter verspürt durch das Selbststillen nicht die mindesten Beschwerden. Stellen sich hingegen solche Erscheinungen, die eine Entkräftung der Mutter oder unzureichende Ernährung der Säuglinge anzeigen, ein, dann biete man denselben solche Nahrungsmittel, welche das Bedürfnis des Säugens in ihnen vermindern, ohne sie jedoch vor der Zeit, als es der in der Mutter bereits erloschene Bildungstrieb nöthig macht, zu entwöhnen.

h***

Pflichten der chinesischen Frauen.

(Übersetzt in's Deutsche von einem Ehestandsandidaten.)

Zwey Sachen sind bey den Chinesern einem jungen Weibe unentbehrlich: Aufmerksamkeit auf ihre Pflichten und ehrerbietige Furcht. Sie lerne, deshalb ihre Pflichten genau und einzeln kennen. Sie sey die erste im Hause, die aufsteht, und die letzte, die sich niederlegt. Sie widme sich mit Eifer den Arbeiten, die ihrem Geschlechte zutheilen. Die Sorgen des Haushalts und der Wirtschaft sind lediglich ihre Sache. Sie sehe darauf, daß der Reis, das Mehl, das Oyl, die Schüsseln, die Eßschalen und die übrigen Geräthe an ihrem bestimmten Orte gut aufbewahrt werden, daß Reinlichkeit nicht bloß in ihrer Kleidung, sondern auch in den Gerichten herrsche, die sie zubereitet oder zubereiten läßt, und daß man nichts wahrnehme, was das Auge beleidigen oder Ekel machen könnte u. s. w. Arme Chineserinnen! hören wir unsere modernen Frauen, ausrufen, wie sterbenslangweilig muß sich euer armseliges Leben dahin schleppen! —

Was vermag der Mensch nicht durch Übung.

Die Beduinen-Araber (herumwandernden Araber) besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit, die Fußstapfen zu erkennen. Mit Bestimmtheit wissen sie in der Wüste anzugeben, wem von ihrem eigenen Stamme, oder von den benachbarten Stämmen eine Fußstapfe angehört und ob ein Fremder oder ein Freund vorüber gegangen ist. Aus dem schwächern oder tiefern Eindrucke der Fußstapfen nimmt der Beduine ab, ob jemand eine Last getragen hat oder nicht. Aus einer gewissen Regelmäßigkeit der Schritte schließt er, ob die Person ermüdet war oder nicht, weil bey ermüdeten Leuten die Schritte unregelmäßiger und die Zwischenräume derselben ungleicher sind. Aus der Tiefe oder Leichtigkeit der Spur weiß er, ob ein Kamehl bloß weidete und also nicht beladen war, oder ob es eine schwere Last trug. — Sein Scharfblick in dieser Hinsicht ist wunderbar und ihm, besonders bey dem Verfolgen von Flüchtlingen oder bey dem Aufsuchen von Thieren, von großem Nutzen. Ein ächter Beduine ist auf der Reise stets damit beschäftigt, die Fußstapfen zu untersuchen. Man hat oft gestohlene Kamehle 6 Tagereisen verfolgt und wieder gefunden.

Durch diese Kenntniß der Fußstapfen werden auch viele Geheimnisse entdeckt. —

Aphorismen.

Von Dr. F. S.

Der Ruf eines Mannes ist wie sein Schatten, der bald ihm folgt, bald vorangeht, kleiner, größer als Er.

Wir würden mehr dabey gewinnen, wenn wir uns zeigen, wie wir sind, als wenn wir streben zu scheinen, was wir nicht sind.

Oft würden wir uns unsrer schönsten Handlungen
schämen, wenn die Welt all ihre Triebfedern wüßte.

Der Mann ist ein personificirtes Epos, voll Epi-
soden; das Weib eine personificirte Elegie, voll Oh!
und Ach!

Fehler der Männer sind gewöhnlich Verirrungen des
Verstandes, also Irrthümer; Fehler der Frauen, Ver-
irrungen des Herzens, also Schwächen.

Was die Frauen, im Vergleich mit den Männern,
auf der Seite des Verstandes zu verlieren scheinen,
das gewinnen sie doppelt wieder auf der Seite des Her-
zens. Die Lebhaftigkeit, womit sie sich für alles Schöne
interessiren, macht, daß sie leicht in den Zustand der Bes-
geisterung gerathen, worin sie uns so schön, so geist-
reich, so lebenswürdig erscheinen, daß wir ihr Ge-
schlecht vorzugsweise das Schöne zu nennen pflegen.

Unsere heutigen Ehen sind gewöhnlich das Facit einer
Interessenrechnung, wobey das Herz gar nichts
(außer, um den zum Leben nothwendigen Umlauf des Blutes
zu befördern) zu thun hat. Was Wunder, wenn die
Probe so oft zum Nachtheile des Rechenmeisters ausfällt,
der die Rechnung ohne Wirth gemacht hat!

Ein blühender Körper, gesunde Sinne, heUer Kopf,
richtiges Gefühl, fester Wille, heiteres Gemüth, das sind
unstreitig die Grundlagen eines dauerhaften Glückes,
das die Bedingungen einer zweckmäßigen Erziehung.

Palmenblätter für Leidende.

Die Macht der Freude.

Will der Himmel sich auch wölken,
Und der Sonne Glanz verglüh'n,
Laßt aus eurem frohen Kreise
Doch die Freude nicht entfliehn.

In dem kindlichen Gemüthe
Rehret keine Sorge ein,
Mag auch Sturm und Wetter toben,
Erd' und Himmel sich entzweyn.

Lächelnd spielt es mit den Schrecken,
Und zur Freude wird das Leid,
Freudig greift es in die Dornen,
Weil es sich der Rose freut.

Drum genießet kindlich sorglos
Des gebothen Lebensglücks!
Hast die Freude, eh' sie fliehet,
In dem Flug des Augenblicks!

Thöricht, wer, wo Blumen blühen,
Sie zum Kranze nicht verflucht,
Thöricht, wer den Dufte verachtet,
Und die welken jornig bricht.

Oft hüllt sich in Nacht der Himmel,
Manches Leid uns oft bedräut;
Aber wer die Freude sucht,
Findet Freude selbst im Leid.

F. H. Bergen.

Neues aus der Zeit.

Ein Vorschlag, die Theepflanze einheimisch zu
machen.

Es gibt wohl nichts so Sonderbares, als — bis auf diese Stun-
de noch, ganz Europa von den thörichten Launen eines eigeninnis-
gen und ausgeblasenen chinesischen Gouverneurs, wegen einer Pflanz-
ze abhängig zu sehen, deren Gebrauch durch lange Gewohnheit
unenntlich geworden ist. Und doch scheint die Theepflanze auch
unter höheren Breiten gedeihlich fortzukommen. Verschiedene Arten
der Camelia oder Theepflanze werden in den nördlichen Gegenden
von China, auf beträchtlichen Höhen, gebaut. Warum sollte es
nicht möglich seyn, sie auch in einigen Gegenden Europas einhei-
misch zu machen. Auf der Prinz-Wallesinsel ist die Pflanze schon
lange her mit gutem Erfolge eingeführt worden. Im „Diario Flu-
minense“ liest man, daß sie gedeihlich zu Saint-Paul in Brasilien
von Rosa-Urouche de Toledo angebaut wurde, dessen Garten 31,000
Pflanzen zählt, die zwar noch sehr jung sind, aber Thee von der
besten Sorte gegeben haben. Die Camelia würde also fast in al-
len Theilen Indiens herrlich fortkommen, und man darf sogar an-
nehmen, auch in England und andern europäischen Ländern. Man
versichert, die Camelia viridis, oder die Pflanze zum grünen Thee,
sey von Herrn Roossey zu Bristol, in einem Theile von Brecon-
shire, nahe an der Quelle des Usk, ungefähr 1000 Fuß über der
Meeresfläche, angebaut worden. Die Staude, die der Strenge
des letzten Winters trohte, litt durchaus nicht von sehr starken
Frösten und hat mehrere kräftige Schößlinge getrieben.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominif Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt von A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

73. Wien, Mittwoch den 12. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit dreyn Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Zur 70 jährigen Geburtsfeier des Staatsraths
Hufeland *).

(Am 12. August 1832.)

Willkommen froher Tag! der uns gegeben
Vor siebzig Jahren, Vater Hufeland,
Den großen Mann, der sich im thätigen Leben
So manchen Vorbeer um die Stirne wand,
Den ehrt sein Fürst, des Ruhm in ferne Zeiten
Ein ehrend Denkmal wird sich weit verbreiten.

Wenn je in großer Ärzte würd'gen Reihen
Geglänzt ein Haupt, das allgemein verehrt,
So ist es dieß, dem wir Bewund'ring weihen,
Dem solch ein rüstig Alter ward bescheert.

O möge Clotho emsig lange spinnen
Den Faden, glücklich seyn ihr schön Beginnen.

Des Arztes größte Kunst, „lang zu erhalten
Des heitern Lebens süßes Zauberspiel,“
Wer wußt', wie Er, sie sinnig zu gestalten,
Wer setzte so dem Tod' ein weites Ziel,
Als Er, der den Beruf treu zu erfüllen,
Sucht', was Gefahr uns drohet, zu enthüllen.

In seinem Werk *), das Er für alle Zeiten,
Unsterblichkeit erringend, weise schrieb,
Was liegt darin nicht, Gutes zu verbreiten,
Was wär's, das noch zu wünschen übrig blieb?
Der große Arzt, der Mensch weiß unsern Blicken
In ihm sich darzustellen, zu entzücken.

Was theoretisch Er als wahr gefunden,
Und was Er uns so offen dargelegt,
Wie hat es practisch Seine Lebensstunden
Verlängert, ja! wir fühlen's hochbewegt,
Wie schön nun Seine Lehre triumphiret,
Da sie Ihn selbst zum heutigen Tag' geführtet.

Und diesen Tag, o möchten wir ihn sehen
Für Ihn noch wiederkehren oft im Glanz',
Möcht' Er, der Jubelgreis, noch oft begehen
Das Wiegenfest in Seiner Freunde Kranz'!
Der eine Wunsch nun fernhin zu Ihm zeuchet,
Gefühlt, so weit die deutsche Sprache
reichet.

C. F. Müller.

*) Wegen zufälligen Hindernissen in der Einrückung verspätet.

*) Der herrlichen Makrobiotik, oder Kunst das menschliche Leben zu verlängern.

Die Gewohnheit, ihr Einfluß auf das geistige und physische Wohlfeyn des Menschen.

Von Dr. L. Fleckles.

Die Gewohnheit übt über unser geistiges und physisches Ich eine so mächtige Gewalt aus; nur zu oft wird der Naturtrieb durch sie in uns so zurückgedrängt; (wenn nicht oft ganz zu Grunde gerichtet), daß er eine schiefe Richtung nimmt, und es unserm Streben, wenn wir in der Zukunft in schädlichen Folgen unsere Irthümer einsehen, unmöglich wird, ihn auf seine von der Natur bezeichnete Bahn zurückzuführen.

Wie viele Menschen werden nicht eine Beute von Krankheiten, aus keiner andern Ursache, als weil sie sich aus Gewohnheit den schädlichen äußern Einflüssen aussetzen, die ihnen einige Mahle aus Zufall günstig waren; jezt aber nach der weisen Ordnung der Dinge, ihre Gesetze geltend machend, dem Wohle gefährlich sind, das sie nur zu oft untergraben.

Es hat der Geist wie das Gemüth und ganz vorzüglich der Körper seine üblen Gewohnheiten, so z. B. studieren die Gelehrten aus Gewohnheit bis spät in die Nacht hinein, und untergraben vor der Zeit ihre für die Menschheit so kostbaren Tage. Aus Gewohnheit greift der Laze zu medicinischen Werken, und findet in dem dargestellten Krankheitsbild sein eigenes erdichtes oder wirkliches Ubel im vergrößerten Maßstabe wieder. Aus Gewohnheit suchen viele Menschen, besonders in unseren Tagen, ihre ererbte Nervenschwäche noch mehr zu steigern durch ein reinsinnliches Huldigen ihren Drieben und Leidenschaften, und umhüllen auf diese Weise selbst den wolkenlosen Horizont ihrer Tage mit dem Schatten der Hypochondrie, des Hasses und der hoffnungslosen Liebe.

Aus bloßer Gewohnheit suchen Viele ihren Körper mit Wohlthaten zu überhäufen. Wer sich seit Jahren mit einer oder mehreren Schalen Kaffee oder mit einem ziemlich langen Nachmittagschlaf bene that, dem fehlt immer etwas, wenn er das Eine oder das Andere entbehren muß. Was geht dem Tabakraucher, mag auch seine Gesundheit dabey leiden, über die dampfenden Wolken der Pfeife. Der Schnupfer befindet sich unbehaglich in der geistreichsten Gesellschaft und findet sich unglücklich in der Runde seiner wahren Herzensfreunde, wenn er seine traute Geliebte, die Dose, daheim lieft.

Wer die heillose Gewohnheit liebt und sie pflegt, bis 12 Uhr Nachts bey Wein und Punschgelagen, die Leere seines Lebens zu übertäuben, dem ist es rein unmöglich, zur frommen Sitte umzukehren, um 10 Uhr das Bett zu besteigen, und umgekehrt, wer um diese Zeit den Schlaf zu genießen gewohnt ist, dem wird es viele Mühe und Anstrengung kosten, um eine Stunde später schlafen zu gehen.

Die Gewohnheit, wenn sie dem Alter, Geschlechte, Temperamente, Körperconstitution und anderen geistigen

und körperlichen Verhältnissen nicht zusagt, erzeugt nach und nach eine tiefgewurzelte Anlage zu einem langwierigen, freywillig geschaffenen Ubel, oft aber, wenn man dem, was uns zur zweyten Natur geworden, freywillig entsagen muß, plötzlich — geistige oder körperliche Leiden.

Ich will hier zum Schlusse dieser Betrachtungen meinen geehrten Lesern einige Maximen an die Hand geben, wie sie den Krankheiten, die aus üblen Gewohnheiten entspringen, vorbeugen können.

a) Man gebe keiner andern Gewohnheit, ihre Stimme mag noch so süß Behaglichkeit und momentanes Wohlfeyn zuflüstern, Gehör, als der Mäßigkeit; der nur ist wahrhaft glücklich, der mäßig lebt, derjenige, der wenig Bedürfnisse hat, und dessen Bedürfnisse von der Art sind, daß er sie alle leicht befriedigen kann. Je zahlreicher die Bedürfnisse sind, desto unglücklicher fühlt man sich, wenn man sie nicht befriedigen kann. Altern, sagt der gelehrte Hildenbrandt, welche diese wichtige Regel bey ihren Kindern, selbst mit scheinbarer Härte befolgen, erzeugen ihnen auf die künftige Zeit des Lebens eine nie genug zu dankende Wohlthat. Wer von Kindheit auf verzärtelt wurde, der darf es freylich nicht wagen, auf einmahl sich abhärten zu wollen, aber eben darum ist es Pflicht der Altern und Erzieher ihre Kinder und Zöglinge von der Wiege an so sehr und so früh abzuhärten, als sie nach ihrer Leibesbeschaffenheit vertragen können. Für die übermäßige Affenliebe und Angstlichkeit mit welcher manche Mutter ihre Kinder immer aufs Neue sehr sorgfältig vor jedem Lüftchen verbirgt und verhüllt, sie mit weichlichen Speisen und Leckerbissen verfüttert, jedes unangenehme Gefühl von ihnen entfernt damit sie in beständiger Behaglichkeit leben, müssen diese Geschöpfe in der Folge ihres Lebens als Unglückliche büßen. Die Erhaltung der Gesundheit, die Altern und Erzieher auf diese Weise bezwecken wollen, wird gerade nicht erreicht. „Ich selbst,“ sagt der obgenannte Gelehrte, dessen Stimme Wahrheit aus deutscher Brust verkündet, die in allen Herzen einen reinen Nachklang finden sollte. „Ich selbst bin von schwindfüchtigen Altern erzeugt, welche wenige Jahre nach meiner Geburt an der Schwindsucht gestorben sind, ich habe als Kind an einem langwierigen Husten gelitten und habe dennoch mit Gottes Hülfe ein Alter von 36 Jahren erreicht, ohne schwindfüchtig oder hypochondrisch zu werden. Ich verdanke dieses einer, obwohl erst von meinem zehnten Jahre angefangenen Abhärtung, zu der mich mein eigener Naturtrieb zu meinem Vortheil zog. Und noch jezt durch eine Lebensweise, die keiner verderblichen Gewohnheit huldigt, vertrage ich, obwohl kränklich geworden, bey meinem mit so mancherley Wirkungen verbundenen Lehramte der Chemie und Medicin, viele Dinge ohne Nachtheil, die mancher Gesunde nicht verträgt.

b) Als Hauptnorm sollte sich jeder, der einmahl schon

sich einer Gewohnheit hingab, wenn sie an sich nicht positiv schädlich ist, zum Vorsatz machen, selber sich nicht auf einmahl mit einer großen Strenge und Bitterkeit zu entwöhnen. Denn ein allzuschneider Ubergang von einem Extrem zu dem andern zieht eine unausweichliche Störung in der Gesundheit des Menschen nach sich, wofür die Erfahrung tausend Beispiele biethet.

- c) Ubrigens überlege herzlich Jeder bey sich wohl, daß eben die Erfahrung, die Lehrmeisterinn des Menschengeschlechtes, beweist: daß manche Gewohnheiten, die für einige Menschen schädlich sind, anderen heilsam werden. Z. B., wer nur bey sehr heiterem Wetter ausgeht, der wird, wenn er bey der rauheren Jahreszeit die Stube verläßt, Husten, Schnupfen &c. bekommen. Wer aber alle Tage, bey jeder Witterung ausgeht, wenn er übrigens ganz gesund ist, der wird keinen Nachtheil von seinen Gewohnheiten haben. Wer so glücklich ist, in seinen Gewohnheiten die goldene Mittelstraße zu finden, der wird am besten für das Heil der Seele und des Körpers Sorge tragen, und am gewissten ein Meister in der Kunst seyn, den Krankheiten vorzubeugen.

Carlsbad den 17. April 1832.

Mißbrauch des Spieles *).

Es gibt eine Gewohnheit, welcher sich Menschen von Beschränkung unterziehen, nämlich das Kartenspiel vorzuschlagen, um nach einem langen Mittagessen den übrigen Theil des Tages zu tödten. Jene Zeit, wo das Bedürfnis einer mäßigen Bewegung oder der Ruhe um so dringender wäre, wo die wichtigste animalische Function vor sich geht, wo Freyheit nothwendig ist, wird gerade dazu gebraucht, daß man sich einschleift, wo man sich, sagt Montaigne, einer mühsamen Arbeit hingibt, welche die Organe der Sensibilität mit unbegreiflicher Gewalt in Thätigkeit setzt. „Sie sehen,“ sagt Zimmermann, „Frauen, Männer, da eben der Magensaft bereitet wird, eine Beute der Hoffnung, der Furcht, des Zornes; selbst die Bedürfnisse der Natur werden nicht gefühlt, die wichtigsten Excretionen unterbleiben, und Krankheiten fangen an.“

Mancher junge Mann aus den höhern Classen, erzogen, wie sie es so häufig sind, ohne Ordnung, ohne Grundsätze, ohne Patriotism ohne Sitten, von der Kindheit an den Gedanken gewohnt, daß Gold Achtung erwerben kann, weil er seine Ältern Schulden machen sah, um im Glanz zu prunkten, und Niederträchtigkeiten begehen, um Gold zu erwärfen; und so ein junger Mann wird schon im 18. Jahre von der lächerlichsten Eitelkeit aufgeblasen seyn, er wird seine Vermögensumstände mögen seyn wie sie wollen, Tänzerinnen

betitelte und unbetitelte Priesterinnen der Wollust, prächtige Pferde, kostbare Kleider, Lakaye und die elegantesten Equipagen verlangen; und kann er diesen Forderungen nicht entsprechen, so wird er in dem Spiele die nöthigen Hülfquellen suchen. Daran liegt ihm sehr wenig, daß der Ruf eines Spielers ihm in seiner bürgerlichen Stellung, in seinem Fortkommen schadet; auch lockt ihn eine passende Heirath nicht, die er eingehen könnte, oder ein Amt, eine Ehrenstelle; er will sich nicht verehlichen, oder nur — um Geld, und wenn ihn je ein Ehrgeiz beschlicke, so würde er nur geschmeidiger Höfling — um Geld. Unglücklicher Vater eines solchen noch unglücklicheren Sohnes, klage dich allein wegen seiner Zügellosigkeit, wegen seiner Geldgierde an, du hast ihn so erzogen, dein ist die Schuld, und dein ist auch die Schuld, daß du glaubtest, dich zu entwürdigen, wenn du selbst seine Erziehung übernahmest. Warum wälztest du auf fremde Schultern die heiligste deiner Pflichten und die größte: an dem ganzen künftigen Glücke deines eigenen Sohnes zu arbeiten. „Du solltest,“ sagt Fenelon, „dich mit seinem Glück beschäftigen; es wäre besser für ihn, tugendhaft und mäßig, als reich, lasterhaft und der Verschwender seines und des fremden Vermögens zu seyn. Was hast du denn gewonnen mit den einigen erlangten gewinnreichen Gnaden, mit deinen Ämtern, Pensionen; wenn dein Sohn dich entehrt, und dich zwingt, deine Güter zu verkaufen?“

Was die Frauen, besonders großer Städte, betrifft; wenn sie wüßten, wie sehr das Spiel und die Nachtwachen ihrer Gesundheit und Schönheit schädlich sind! So lange Weisheit die Grundlage ihrer Handlungen ist, so kann der Zahn der Zeit nur nach einer langen Reihe von Jahren die unaufhaltbare Verheerung ihrer Reize beginnen: durch Nachtwachen jedoch, und vorzüglich durch das Spiel, jene gefräßigen Zerstörer ihrer Schönheit, verwelken sie bald, und im Frühlinge ihrer Jahre graben sich schon die Falten des vorzeitigen Alters in ihr Antlitz ein.

Die verschiedenen Methoden, die abstractesten Wissenschaften spielend zu lernen, welche heutigen Tages ziemlich im Schwunge sind, genügen vielleicht wohl, um die Kunst zu erlangen, für unterrichtet zu gelten, allein sie bringen es nie dahin, sich wirklich zu unterrichten. Was man, sagt de Saint-Pierre, ohne Anstrengung lernt, wird leicht vergessen. „Ein Windstoß,“ sagt Zimmermann (von der Einsamkeit), „verwischt das, was auf Staub geschrieben ist; in Erz oder Marmor zu graben, braucht zwar Kraftanstrengung, aber diese Züge sind unauslöschbar.“

Neues aus der Zeit.

Unerhörte Geiselt.

Fast jeder Landstrich in der Gegend von Basra, würde, wie die „India-Gazette“ meldet, von den fürchterlichsten Plagen heimgesucht. Bagdad und die umliegenden Landschaften sind durch die Pest beynahe verödet, und nun soll, eingelaufenen Nachrichten zufolge, Hamadan (das alte Ekbatana) von einer bisher unerhör-

*) La Comète 1. année

ten Geißel befallen worden seyn. Eine Legion von furchtbargiftigen Schlangen soll die Stadt überfallen haben, deren Biß den gräßlichsten Wahnsinn erzeugt, welcher nur mit dem Tode endigt. Die Straßen sind mit Leichen bedeckt, auf welchen eine Unzahl von Hunden und Schafals losgehen. Die Einwohner, voll Schrecken und Verzückung, wissen kaum wohin sie sich retten sollen.

Folgen der Geistesanstrengung.

Wie wenig stolz kann der Mensch selbst auf die glücklichsten Gaben des Geistes seyn! — Wie groß und unerschöpflich auch die geistige Kraft manchem Autor zu seyn scheint, so ist ihr Maas für die Außenwelt doch erschöpflich, wie jegliche körperliche Kraft, indem der Geist nur durch den Nervenäther sich der Welt kund zu geben vermag, der Nervenäther aber als Product des höchsten organischen Lebens, auch so wie dieses, an Zeit und Raum gebunden ist. — Wer kennt nicht die ungeheuren literarischen Leistungen eines Walter Scott? Unerschöpflich schien sein Geist; doch die übermäßige Consumption des Nervenäthers, die seine Geistesproductionen erforderten, drückte bald seine leibliche Kraft, und den großen Anstrengungen, und vielen Nachwachen unterlag endlich seine starke Gesundheit. Er wurde vom Schlage gerührt. Im südlichen Klima hoffte er seine verlorne Kräfte wieder zu erlangen. In Neapel aber fing er schon an, an der günstigen Wendung seiner Krankheit durch den milden Himmel zu zweifeln. Walter Scott, den die Heiterkeit und guten Einfälle sonst nie verließen, wurde nun häufig von plötzlichen Anwandlungen von Traurigkeit überfallen, so zwar, daß die größten Ehrenbezeugungen, die ihm am königlichen Hofe zu Theil würden, seinen Trübsinn nicht zu verschuchen vermochten. Auf seiner Rückreise durch Deutschland traf ihn längs des Rheines ein zweiter Schlagfluß, den er früher nicht überlebt haben würde, wenn ihm nicht sein Bedienter in Gemanglung einer schnellen ärztlichen Hülfe, die hier zur Lebensrettung unerläßlich schien, auf der Stelle selbst die Ader geöffnet hätte. Er kam zwar mit vollem Bewußtseyn, doch an einer Seite gelähmt, in London an; mehrere Ärzte der ersten Classe besuchten ihn, die größten Männer des Staates lassen sich täglich nach seinem Befinden erkundigen, und die Londoner Zeitungen geben auch täglich ein ärztliches Bulletin über dessen Befinden heraus.

Der geistreiche Mensch wird so leicht verleitet, seinen Reichtum zu verschwenden, und der arme Körper muß dann leider die Schulden bezahlen. — Gehirnähmung, Gehirnentzündung, Schlagfluß, und Nervenkrankheiten aller Art sind die gewöhnlichen Folgen einer lang dauernden Überanstrengung des Geistes. Bey dieser Gelegenheit möchten wir auch so manchem zu thätigen Staatsbeamten zurufen. — „Meinst du es mit dir, und dem Staate wahrhaft gut, so schone dein Gehirn, um des Staates und der Deinen Willen, auf daß dein Vaterland die möglich längste Zeit die Segenfrüchte deines starken Geistes genieße und du noch lange froh im Kreise der Deinen weilest! —

Der Winter in Astrachan.

Der letzte Winter daselbst soll ungewöhnlich streng gewesen seyn. Im Jänner fiel der Thermometer bis 30 Grad unter Null. Die Wolga gefror am 16. November, und ging erst am 6. April wieder auf. Das Eis hat die ungewöhnliche Dicke von 88 Bentlines tern erlangt. Die Stadt Astrachan konnte keine Lebensmittel auf

dem Flusse erhalten, und es herrschte daselbst eine große Theuerung und Hungersnoth. Die Nomaden im Gouvernement Astrachan verloren durch die Kälte 1599 Kamehle, 9135 Pferde, 9708 Kinder, 60,496 Schafe.

Gegenmittel für das Gift der Klapperschlange.

Der Guaco-Saft hat sich seit langer Zeit schon, als ein vorzügliches Mittel für den Biß der Klapperschlange in Ruf erhalten, und man hat ihn selbst schon zur Behandlung der Wasserscheu vorge schlagen. Die medicinisch-botanische Gesellschaft zu London hat so eben eine Quantität dieses Saftes (der Mitania: Guaco) erhalten, und Graf Stanhope, der Präsident dieser Gesellschaft, machte in der letzten Versammlung bekannt, daß Ärzte, welche sich an die Secretäre der Gesellschaft wenden wollten, unter der gewiß sehr liberalen Bedingung von dem Saft erhalten könnten, daß sie die Resultate ihrer Versuche der Gesellschaft mittheilen müssen, welche sie dann öffentlich bekannt machen will.

Ungeheure Wirkung eines Schalles.

In Grönland ist die Fortpflanzung des Schalles am Fuße der Eisberge bis zu ihrer Spitze eben so pfeilschnell als seine Wirkung durch die Progression sich unglaublich steigert, so zwar, daß, wenn die Spitze eines solchen Berges schon abgemorscht, oder sonst losger worden ist, oft ein Wort hinreicht, sie herabstürzen zu machen. Ein Boot mit sieben Eingebornen fuhr durch die hohe Wölbung eines Eisberges, als ein Knabe, mit einem Holz auf ein über das Kanot gespanntes Fell schlug. Der Schall war in wenig Augenblicken bis zur Höhe der Wölbung gelangt, ein donnerähnliches Krachen erfolgte, und plötzlich verfinsterte sich die Höhle, — das Gewölbe war eingestürzt, und hatte die unglücklichen Grönländer unter die Wellen begraben. —

Seltamer Wahnsinn.

In dem London Medical and Surgical Journal liest man folgenden Bericht von einem seltamen Wahnsinn: „Bey uns lebt nun ein Mann, der sich einbildet, seit der Schlacht bey Austerlitz, in welcher er gefährlich verwundet wurde — ums Leben gekommen zu seyn. Die fixe Idee besteht darin, daß er seinen eigenen Körper verläugnet; wer ihn fragt, wie es ihm geht, erhält zur Antwort: Sie fragen wie es Pdre Lambert geht, aber der ist todt, er fiel in der Schlacht bey Austerlitz; was sie von ihm erblicken, ist nicht er selbst, sondern eine Maschine die nach ihm gemacht wurde, und noch dazu sehr schlecht gemacht wurde.“ — Dieser Mann verfällt übrigens häufig in einen Zustand völliger Unbeweglichkeit und Fühllosigkeit, die oft mehrere Tage fortdauert, weder über Senfteige noch Blasenpflaster äußert er den geringsten Schmerz. Man hat ihm auch öfters seine Haut gezwickt und mit Nadeln gestochen, ohne eine Empfindungsausßerung hervorzurufen. Ist dieser Unglückliche nicht ein merkwürdiges Beispiel von Wahnsinn, welcher sicher in einer Lähmung der Hautnerven seinen Grund haben mag.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

f u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

74.

Wien, Samstag den 15. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Ueber das Schwimmen *).

Die für das Bedürfniß des Publicums errichteten Schwimmschulen gewähren die Hoffnung, daß eine eben so gesunde als nützliche Übung bald bey allen Classen in Aufnahme kommen, und daß man ihr all jenes Gewicht beylegen werde, welche sie verdient. Wir müssen freylich gestehen, daß hierbey Anfangs nicht so viel Ruhm wird zu gewinnen seyn, als wenn man in der Kunst glänzt, einen prächtigen Wagen (wenn auch mit Gefahr die Fußgänger zu zertreten,) mitten in der Residenzstadt zu lenken; allein bald wird man es vielleicht einsehen, daß es besser ist, seine Gesundheit zu stärken, und zu lernen, sein und seines Mitbürgers Leben im Falle der Noth zu retten, als sich in einem wandelnden Kerker traurig verschlossen zu halten oder die Fußgänger zu überfahren, oder sie mit einem gellenden Geschrey und dem gefährlichen Geräusch zu betäuben, mit Gefahr, den Hals zu brechen oder die Glieder zu zerschlagen.

Die fortschreitende Civilisirung wird wohl auch der Ausübung der Arzneywissenschaft zu gut kommen und es wird einst dem Arzte möglich seyn, seinen Kranken zu verordnen, seltener auszufahren und sich öfter im Schwimmen zu üben, ohne daß er die gebietherischen Gesetze des Anstandes verleihe. Wie viele aus Entkräftung, Schwäche entspringende Krankheiten, wie viele krampfhaftes Leiden würden diesem Heilmittel eher weichen, als wenn man seine Zuflucht zu einem Magazin von Arzneyen und Blutegeßn nehmen muß. Wie sehr ist übrigens jenes köstliche Gefühl des Wohlbefindens, welches

einer Übung des Schwimmens folgt, von der unerträglichen Qual und dem sich aufdringenden Ekel verschieden, welche ein vegetirendes, in Weichlichkeit und in Romanen versunkenes Leben mit sich schleppt. Gewisse Personen eines reizbaren Temperamentes, fühlen im ganzen System des Körpers eine lebhafte und scharfe Hitze, welche nur durch Berührung mit einer Flüssigkeit von gewöhnlicher Temperatur, und durch die Ausdünstung, welche dann erfolgt, wenn der Körper beyhm Heraus-treten aus dem Wasser einige Augenblicke der Einwirkung der Luft ausgesetzt bleibt, in ihren normalen Zustand zurückgeführt werden kann. Allein in dieser Hinsicht, wie in vielen andern werden unsere Gebräuche noch lange im Widerstreite mit unserm bessern Wissen bleiben, und die wahren Mittel unseres Wohlbefindens, unseres Glückes, die letzten seyn, womit wir uns beschäftigen.

Franklin's Brief über das Schwimmen.

Mein Lieber, ich kann Ihnen nicht bestimmen, ich glaube nicht, daß Sie zu alt sind, um schwimmen zu lernen. Der Fluß, welcher bey ihrem Garten vorbeifließt, ist zu diesem Endzwecke sehr geeignet, und ihre neue Bedienstung ihrem oftmahligen Aufenthalt im Wasser. Dieses Element setzt Sie in Furcht; dieß ist für Sie ein Grund mehr, den Versuch zu machen, da nichts mehr im Stande ist, Ihre Furcht zu zerstören, als das Bewußtseyn, daß Sie im Falle der Noth bis an das Ufer schwimmen oder sich bis zur Ankunft der Hülfe über dem Wasser erhalten können. Ich kenne nicht ganz den Nutzen der Winde, oder der Blasen, da ich nie davon Gebrauch machte; sie sind vielleicht dazu gut, um Sie über dem Wasser zu erhalten,

*) Comète Nr. 10 1. année.

während Sie, was man sagt, den Stoß zu machen lernen, jene Bewegung der Hände und Füße, welche dazu nöthig ist, um gleichförmig weiter zu kommen; aber Sie werden nur dann ein guter Schwimmer, wenn Sie Sicherheit haben, daß das Wasser Sie tragen kann. Ich rathe Ihnen, dieses Vertrauen sich durch einen ersten Versuch anzueignen. Ich kenne eine Menge Personen, welche durch eine leichte Ausübung dieses Versuches unmerklich jene Bewegung erlernten, welche uns die Natur selbst anzeigt.

Die Übung, die ich Ihnen rathe, ist diese: wählen Sie einen Ort, wo das Wasser allmählich tiefer wird, gehen Sie bis auf die Brust hinein, hierauf wenden Sie sich um, und werfen Sie zwischen Ihnen und dem Ufer ein Ey hinein; es wird sinken, es wird auf den Grund gelangen, und leicht gesehen werden, weil Ihr Wasser klar ist. Es wird so gut auf dem Boden seyn, daß Sie es nur werden nehmen können, wenn Sie untertauchen um es herauszuziehen. Um sich zu ermutigen, denken Sie nur, daß Ihre Richtung nach dem minder tiefen Wasser geht, und daß es Ihnen immer möglich sey, sich auf die Füße zu stellen und den Kopf aus dem Wasser zu bringen. Tauchen Sie hierauf mit geschlossenen Augen unter, und schwimmen auf das Ey zu, so daß Sie es erreichen können; bey der Bewegung der Hände und Füße werden Sie wahrnehmen, daß das Wasser sich Ihren Wirken entgegensetze, und daß es nicht so leicht ist unterzugehen, als Sie es dachten, und Sie nur durch thätige Kraft zu dem Gegenstand gelangen, welchen Sie ergreifen wollen. Sie werden also die Kraft des Wassers fühlen, Sie zu erhalten, und zugleich Vertrauen fassen, wenn Sie die Bewegung der Hände und Füße machen, welche zum Schwimmen und Aufrechtthalten des Kopfes nöthig ist. Ich bestehe um so mehr auf diesem Versuche, als ich glaube, daß er Sie überzeugen wird, Ihr Körper sey leichter als das Wasser, und daß Sie lange Zeit mit dem Kopfe über demselben herumswimmen müssen; Sie werden diese Gewißheit erlangen, und erst dann werden Sie die Geistesgegenwart haben, um sich an die Ihnen angezeigte Stellung zu erinnern, denn eine Verwirrung läßt Sie an alles vergessen. Wir sind zwar in Wahrheit vernünftige Thiere, allein es gibt Gelegenheiten, wo diese Vernunft uns wenig nützt, und die Thiere, welchen wir sie kaum zugestehen, stehen oft in solchen Fällen im Vortheile über uns. Ich werde indessen so frey seyn, die Eigenheiten anzuführen, welche ich zu wissen für nöthig erachte, damit Sie von denselben Gebrauch machen können, weil sie Ihnen nützlich seyn werden.

1) Da die Glieder, die Arme und der Kopf des Menschen feste Körper sind, so ist ihre Schwere auch größer als jene des süßen Wassers; der Rumpf indessen, und besonders die Brust wegen ihrer Höhlung ist viel leichter; so daß der ganze Körper zu leicht ist, um ganz im Wasser unterzusinken, sondern einige Theile bleiben über demselben bis die Lunge mit diesem Fluid angefüllt ist, was durch das Einathmen geschieht, wenn das Individuum Wasser statt Luft einathmet.

2) Die Glieder und Arme sind specifisch leichter als das Salzwasser, und werden von diesem getragen, so daß der menschliche Körper nur durch die große specifische Schwere des Kopfes untersinkt, wenn die Lunge mit Wasser angefüllt ist.

3) Eine Person, welche sich im Meerwasser auf den Rücken legt, und die Arme ausbreitet, kann sich leicht erhalten, so daß der Mund und die Nasenlöcher zum Athemholen frey bleiben, und eben so durch eine kleine Bewegung der Hände das Verlieren des Gleichgewichtes verhindern, wenn sie merkt, daß sie nahe daran ist.

4) Wenn Jemand sich im Flußwasser auf den Rücken legt, so kann er sich lange in dieser Lage erhalten, wenn er mit den Händen einige Bewegung macht; wenn er dieß nicht thut, so werden die Glieder und der untere Theil des Körpers nach und nach untergehen; er wird in senkrechter Richtung seyn, und wird so hangend bleiben, den die Brusthöhle widersteht dem Untersinken des Kopfes.

5) Hält man in dieser vertikalen Lage den Kopf gerade über den Schultern, wie wenn man auf der Erde ist, so wird man bis zur Nase, über die Nasenlöcher und vielleicht über die Augen untersinken, so daß man nicht lange in dieser Lage aushalten kann.

6) Ist der Körper in dieser verticalen Lage, und hält man den Kopf ganz nach hinten zurück, so wie wenn man in die Höhe schaut (wobey der ganze hintere Theil des Kopfes sich im Wasser befindet, und seine Schwere größtentheils verringert wird), so wird das Gesicht aus dem Wasser hervorragen, und sich einen Daumen breit bey jedem Athmen erheben, und eben so fallen, allein nie so tief, daß das Wasser den Mund erreiche.

7) Wenn der Mensch, welcher von Ungefähr in das Wasser fällt, die Geistesgegenwart hat, das Untersinken zu vermeiden, und seinen Körper die natürliche Lage einnehmen läßt, so wird er sich bis zur Ankunft der Hüfte erhalten; denn das obwohl beträchtliche Gewicht der Kleider wird vom Wasser getragen; allein ich würde, wie gesagt, Niemanden rathe, in einem solchen Falle sich auf seine Gegenwart des Geistes zu verlassen; ich rathe Ihnen vielmehr, schwimmen zu lernen, was Jeder in seiner Jugend thun sollte; er wäre auf diese Art von jeder Gefahr sicher, ohne von dem Vergnügen zu sprechen, welches man bey dieser Übung genießt. Beym Militär vorzüglich sollte jeder ein Schwimmer seyn, was von großem Nutzen seyn kann, wenn man den Feind überfallen oder sich selbst retten will.

Die Bedeutung der menschlichen Hand.

„Wenn das Thier Hände hätte, so wäre es ein Mensch; weil der Mensch Hände hat, so ist er das weiseste Geschöpf.“ So sagte der alte Grieche Anaxagoras. Dieß widerlegten aber bereits Aristoteles und Galenus. „Nicht wegen seiner

Hände ist der Mensch das klügste Geschöpf, sondern er hat Hände erhalten, weil er das klügste aller Wesen ist. In so fern er nämlich das klügste Wesen ist, kann er sich auch der meisten Werkzeuge bedienen; die Hand scheint aber nicht ein Werkzeug, sondern eine ganze Menge Werkzeuge zu seyn. Sie ist, so zu sagen, ein Werkzeug, ehe noch an diese gedacht wird. Die Natur gab dem Menschen, weil er für fast alle Künste empfänglich war, die Hand, die zu den meisten Werkzeugen tauglich ist.“

So urtheilte Aristoteles. Galenus, später als er, wiederholt dasselbe. „Der Mensch hatte unter allen Thieren allein die Kunst noch vor den Künften, die Vernunft, und darum auch mit dem größten Rechte das Werkzeug (*opyavor*) vor den Werkzeugen; er besitzt die Hand. Der Mensch ohne Vernunft würde mit der Hand nicht weiter kommen als der Affe; mit der Vernunft ohne Hand, das unvollkommenste Geschöpf seyn.“ — „Wenn die Natur,“ sagt Helvetius, „statt der Hände und biegsamen Finger unsere Knöchel in einen Pferdehuf ausgehen ließe, so würden die Menschen noch ohne Künste, ohne Wohnungen, ohne Schutz gegen die Thiere, bloß mit der Sorge für ihre Nahrung beschäftigt seyn, und, wilde Bestien zu meiden, sicher noch jetzt wie flüchtige Heerden in den Wäldern umherirren.“

An der Hand ist der erste Finger der Daumen; klein und dick, unterscheidet er sich von den übrigen Fingern. So wie aber der Mensch ohne Hand nichts fassen könnte, so bekommt die Hand erst wieder ihre volle Kraft durch den Daumen. Pollex heißt er im Lateinischen, von polleo, ich vermag etwas; der Daumen ist die Seele der Hand; man denke ihn hinweg, und mit der Vernunft, mit der Hand ist der Mensch doch nur wenig höher gestellt als das Thier. Von „ich vermag etwas“ benannten ihn die Römer. „Ut unus multos aequiparet“ schildert ihn Aristoteles. Auch unsere Vorfahren gaben ihm die Ehre. „Einem den Daumen halten,“ heißt ihm die Kraft nehmen. Ein Graf Ulrich von Württemberg im 13. Jahrhundert nannte sich: „mit dem Daumen,“ vermuthlich, weil er sich für das Hauptglied seines Stammes hielt. Der mittelfte Finger ist der längste, wie das Ruder eines Schiffes in der Mitte am längsten ist. Der kleine Finger ist, wie sein Name sagt, wieder klein, gleich dem Daumen, aber ihm fehlt die Kraft des letzteren. Er scheint der entbehrlichste, und doch fragt Einen, was er vermöchte ohne ihn? Nehmt Paganini diesen Finger weg, und laßt ihn dann spielen!

Die Hand hat deshalb so viel Bedeutung, so eigenthümliche Gestalt, wie das Gesicht, und ist gleich diesem, bey Portraits für den Mahler das Schwierigste. Oft kann er das Gesicht und nicht die Hand treu und schön darstellen. Welchen verschiedenen Ausdruck weiß der Mensch hineinzu legen, wenn er die Hand gibt. Er läßt Liebe und Heuchelei, Dank und Kälte, Freundschaft und Haß durch den bloßen Druck der Hand erkennen, und dieß oft so unwillkürlich, wie es die Züge des Gesichtes verrathen.

Medizinische Statistik.

Geistesranke in Belgien.

Folgende Statistik der Geistesranke in Belgien lesen wir in belgischen Blättern: Man rechnet in Belgien 1 Geistesranke auf 1000 Einwohner. In Ostflandern zählt man deren 749, wovon sich 327 in Gent befinden; in Westflandern 538, in Brabant 635, in der Provinz Antwerpen 588, in Luxemburg 216, in der Provinz Namur 154. Unter dieser Anzahl sind die Geistesranke sowohl in als außer den Irrenanstalten begriffen. Überall gehörte die Mehrzahl derselben dem weiblichen Geschlechte an. Am Ende des Jahres 1831 befanden sich in der Irrenanstalt zu Gent 327 Geistesranke, hierunter 150 Männer und 177 Weiber. Von 1809 bis 1823 wurden in Belgien in den verschiedenen öffentlichen Anstalten für Geistesranke 795 Individuen männl. und 95 weibl. Geschlechtes aufgenommen. In Holland zählt man 2157 Männer und 2363 Weiber. In der Irrenanstalt zu Gent machte sich eine Zunahme der Geistesranke bemerkbar. Von 1808 bis 1823 belief sich die größte Zahl der darin aufgenommenen Individuen jährlich auf 39 Individuen; während 1831 stieg sie allmählich bis 101. Man schreibt diese Zunahme der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt zu, so wie den in diesen Instituten eingeführten Verbesserungen, wodurch mehrere Familien, als sonst, geistesranke Mitglieder dort unterbringen lassen.

Naturereignisse.

Die lebendige Rauchsäule.

Man beobachtete zu Chartres in den letzten Tagen des Julius ein sonderbares Phänomen: Es erhob sich plötzlich über einigen Häusern eine dichte schwarze Rauchsäule; die Einwohner glaubten, es sey Feuer ausgekommen, man lief nach der Kathedrale, um die Sturmglocke ziehen zu lassen, als man aber die vermeintlich in Brand stehenden Häuser genau untersuchte, ergab es sich, daß die dunkle Säule aus einer Wolke geflügelter Insecten bestand, die sich auf einige Hausdächer niederließen.

Erdbeben in Anatolien.

Einem Schreiben zufolge, hat man das Erdbeben, welches man am 9. März v. J. zu Smyrna verspürte, auf einigen Punkten im Innern Anatoliens und einige Tagreisen südöstlich von genannter Stadt weit heftiger und verderblicher als in dieser selbst empfunden. Zu Bullagda, einer Stadt vier Meilen von Smyrna, wurden vier Minarets und einige zwanzig Häuser durch Einsturz zerstört. Das kleine Dorf Eldirek, das eine Stunde von Bullagda liegt, und aus beyläufig 50 Häusern besteht, ist gänzlich vernichtet worden. Unter seinen Trümmern entstand plötzlich eine Quelle aus der Erde. Ein ansehnliches Dorf Zenidsche, wo man bey 300 Häuser zählt, hat nebst zwey andern Dörfern,

alle drey nur zwey Stunden von Bullagda gelegen, bedeutend gelitten. In Denigplu, welches 5 oder 6 Meilen davon entfernt ist, wurde die Hälfte der Häuser und die Mauern des alten Schlosses in Ruinen verwandelt. Der Schaden läßt sich jetzt noch nicht genau ermitteln, auch weiß man noch nicht die Zahl der umgekommenen Menschen, indeß dürfte dieß traurige Ereigniß nicht wenig Opfer herbeigeführt haben. Deniklu, das nahe bey den Ruinen des alten Laodicea erbaut ist, wurde schon durch das Erdbeben von 1715, wo mehr als 12,000 Einwohner unter seinen Trümmern begraben wurden, hart mitgenommen.

Gefärbter Schnee.

Ein englisches Blatt macht über die im Gouvernement Moskau, auf dem Schnee gefundene gelbliche Substanz folgende Bemerkung:

„Dieses Phänomen ist nicht so selten, als man sich wohl denken mag; denn man findet Schnee von den verschiedensten Farben auf den Höhen des St. Bernhards. Gewöhnlich begleiten ihn starke West- oder Südwestwinde, am häufigsten fällt er im Verlauf des Sommers. Das Merkwürdigste an dem zu Kurtschianos gefundenen ist, daß er im März fiel, da er sonst selten vor der Mitte des Junius vorkommt. P escher, der sich den gleichen Schnee von St. Bernhard kommen ließ, fand ihn von erdigem Aussehen, und rosigelber Farbe. Es gibt auch noch eine andere Art von Schnee, die das Aussehen von vegetabilischer Erde hat, und Moose und dergleichen enthält; er ist meist von röthlicher Farbe, die er von einer Kryptogamenpflanze erhält; dieser Schnee ist jedoch selten, und wird nur in kleinen Flecken gefunden. Wenn man ihn stark erhitzt, gibt er einen vegetabilischen Rauch von sich, und von einem hundert Theilen gehen vierzig Theile verloren. Der Niederschlag ist von glänzender Violetfarbe, worin man durch chemische Zerlegung Alaun und Eisenoryd fand.“

Unter das Brustbild des Herrn Doctors der Medicin,
Joseph Edlen von Portenschlag-Ledermayer,

Seniors der medicinischen Facultät in Wien.

Wer so wie Du, die Weis' der Kunst empfangen,
Durch die Du viel der Leidenden beglückt,
Ist selbst auch dann dem Wirken nicht entrückt,
Erbleibet gleich die Feuersluth der Wangen.
So sieht man Dich in Jugendkraft noch prangen,
Indeß das Silber Deinen Scheitel schmückt,
Und Frohgefühl, Bewunderung entzückt,
Die fest an Dir und Deiner Kunst gegangen.

Ein würd'ger Arzt, ein edler Mensch erscheint
In dir; dem tiefverfahrnen Forscherblick
Gegeben ward, viel Gutes zu verbreiten.
Wo sich so schön solch' Treffliches vereinet,
Gewähret gern zum Lohne das Geschick
Den heitern Sinn, Dein Alter zu begleiten.
E. F. Müller.

Neues aus der Zeit.

Die Luftschiffahrt.

Der Aéronaut Dupuis-Descourt, der eine Abhandlung über eine in der Luft lenkbare Maschine geschrieben hat, fuhr im Jahre 1831, bey der Feyer der drey Julitstage, zu Paris auf, und hielt eine dreytägige Luftschiffahrt, indem er in Bicetre, zu Bourg la Reine, Sceaux, Montberny und Arpajon sich herabließ und wieder aufstieg. Von dieser Reise hat er nun eine Beschreibung herausgegeben, die nicht ohne Interesse zu lesen ist. Als er über Arpajon, dem Ziel seiner Fahrt, in einer Höhe von 1580 Toisen schwebte, erhob sich eine kleine weiße Wolke aus der tiefern Luftschichte, die den Ballon in der Seite faßte, und einige Augenblicke hin und her stieß. „Wir verloren einen Moment,“ sagt der Luftschiffer in der meisterlichen Beschreibung seiner Reise, den Anblick der Erde (in seiner Gesellschaft befand sich der älteste Sohn des Aéronauten Robertson) und wir fühlten eine sehr empfindliche Kälte. Allein bald genoss ich aus dieser Höhe der Uebersicht der Gegenden, die sich unter mir entfalteten. Städte, Dörfer, Wälder, Flüsse und Straßen zeichneten sich mit bewunderungswürdiger Niedlichkeit auf diesem großen Rundgemälde, das die Sonne von Neuem beleuchtete. Ein leichter Dunst, der von der Erde aufstieg, umzog mit einem fantasaisch sonderbaren Horizont das ungeheure Plateau, das ich mit einem Blicke überschauen konnte. Es war einem Plan in Relief zu vergleichen, und, der Mensch, der sich in der Lage befindet, eines solchen Anblicks zu genießen, muß seinen ganzen Verstand zusammen nehmen, um sich zu überzeugen, daß das, was er vor Augen sieht, wirklich dieselbe Erde ist, die er kurz vorher verlassen hat. Oft schon wurde ich bey meinen Luftschiffahrten von der Ähnlichkeit der Erde mit einer gut kolorirten Landkarte im großen Maßstabe überrascht, wenn der Aéronaut auf sie aus einer Höhe von 12 — 150 Toisen herabblückt.

Miscelle.

Warnung für Tabaksnupfer.

Die Aufbewahrung des Schnupftabaks sollte nie in bleyernen Gefäßen und Dosen geschehen, auch sollte man ihn in Zinnblech statt in Bleyblech verpacken, oder in verzinnetes Bleyblech, indem er Bley leicht auflöst, und dann nachtheilige Wirkungen äußert. Chevallier fand, daß der Tabak in einer Bleydose, von $\frac{1}{2}$ Pfund Inhalt, zwischen 6 — 30 Gran essigsaures, kohlensaures, salzsaures- und schwefelsaures Bleyoxyd enthält, je nachdem er kürzere oder längere Zeit darin war.
In Tabak gelegte Bleyblätter waren schon nach den ersten Stunden angegriffen.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey N. S. Krauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

75.

Wien, Mittwoch den 19. September

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Serravallo'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Ueber Ahnungen und Gesichte.

Des Menschen würdigstes Bestreben ist das Forschen nach Wahrheit. Nicht irgend einem Einzelnen gebührt der Ruhm, Licht ausgegossen zu haben über Alle und über Alles. Das Gesamtvermögen der eminentesten Menschen hat die Menschheit zu der Kenntniß gebracht, die das Gemeingut unserer Generation ausmacht. Noch ist uns Manches in uns, o! noch Vieles in und um uns nicht erklärt genug, ja wir müssen vermuthen, daß auch der einstigen letzten Generation der Menschheit, die Hauptgegenstände menschlicher Wißbegierde unerklärlich bleiben werden, weil die menschliche Vernunft (wahrscheinlich) eine beschränkte Vernunft ist, weil es nur Ein Centrum alles Wissens gibt, so wie nur Ein Centrum alles Lebens; doch hat die Menschheit schon große Fortschritte zu dem Erreichbaren gemacht; wer Freund ist des Wissens, des Lichtes, findet bald den Eingang zur Bahn, die zur Schule führt, und die Leuchte am Wege. —

Nach vielem schweren Streiten und Ringen durch und über Berge von Hindernissen und Widerstand, haben die ruhmwürdigen Vorkämpfer um Wahrheit uns jetzt Lebenden das Vermächtniß ihrer Erfahrungen, Entdeckungen, ihrer Überzeugungen hinterlassen, aus denen wir verlässliche Leitfäden ziehen können auf den neuern Bahnen zum Weiterschreiten in der Erkenntniß.

Gewöhnlich sind es Personen melancholischen Temperaments, denen es an einem festen Berufsgeschäfte mangelt, oder die ihre Geheimnisse so lieb gewonnen haben, daß die Beschäftigung mit ihnen, das Nachdenken über sie, ihnen das größte Vergnügen gewährt. Religiöse Scrupel, litterarische Subtilitäten, Mysti-

cismus, erfüllen gewöhnlich solche Köpfe. Eine jede Schrift darauf bezüglichen Inhalts, jede Person mit gleichem Ideentrain interessiren sie ausschließlich, sind aber auch immer ein Gewicht mehr zur Zerstörung ihres physischen Wohlfeyns, ein Mittel mehr zur Unterdrückung ihrer geistigen Freyheit; früher oder später verfallen solche Personen in schlimmere Seelenkrankheiten, denen eine völlige Abspannung des Nervensystems folget, und ein vorzeitiges Lebensende zur Folge hat.

Ahnungen.

Ahnungen, mit denen so manche Menschen wichtig thun, als hätten sie individuell einen prophetischen Anklang jeder ihrer folgenden wichtigen Angelegenheit, sind so ganz bedeutungslos, so natürliche Vorfälle, wie viele andere physische Erscheinungen, die durch Traditionen ehemahliger Irrthümer, in manchen Familien, in manchen Orten, eine Wichtigkeit erlangt haben. (Wie z. B. das Zucken in dem rechten oder linken Auge ganz verschiedene angenehme oder traurige nachfolgende Vorfälle verkündigen, das Springen des Leims an den Möbeln, das Winseln der Hunde den nahen Tod eines Verwandten oder Bekannten etc., andeuten soll). Ahnungen sind nichts anders, als jene Bangigkeit, welche die chemischen und electricischen Veränderungen im Blute hervorbringen, wenn sehr schwülhe, trübe Witterung ist, oder der tiefere Herbst herankommt mit seinen durchdringend feuchten, nebligten Tagen, die Dunkelheit der Wintertage uns mißmuthig macht, oder ein Mißverhältniß genossener Speisen oder Getränke, die Vorstellungen oder Erinnerungen von irgend einem Ubel, oft auch Nachklänge eines Traumes, eine Dis-

harmonie zwischen der organischen und spirituellen Thätigkeit erzeugen.

Man möge sich nur erinnern, wie vieles Unangenehme im Leben vorgekommen, wovon keine Ahnung vorausgegangen war, oder um wie viel später das Ereigniß Statt fand, welches man in dem prophetischen Anfälle angekündigt wissen will, und man wird beschämt zugestehen, daß es Verzärtlung in der Jugend, Hang zur Schwärmerey, keine freundschaftliche geistige Mittheilung sey, was man Ahnung nennet, denn wenn eine wohlthunende Macht, der man Ahnungen zuschreibt, uns durch eine solche geistige Inspiration nützen wollte, so müßte sie deutlicher werden.

Erscheinungen, Gesichte.

Es ist kein Geheimniß, im Gegentheil fast allen Menschen bekannt, daß sich zuweilen ein Verlieren der Gedanken einstellt, daß man in solchen Perioden die unmittelbare Umgebung übersteht, sich mit offenen Augen anderswo glaubt, auf einmahl zusammensetzt, und die Wahrnehmungen wieder normal werden. *) Dieses Vertiefen in einer Idee ist bey manchen Personen, unter besondern Vorausgängen, oder einer innern organischen Abnormität im Gehirn-, Muskel-, oder Nervensystem so stark, daß sie Personen oder Gegenstände, die auf sie einst, oder oft, einen sehr lebhaften Eindruck gemacht, plötzlich vor sich zu sehen vermeinen, ja mit ihnen Gespräche führen, in Entfernung ihre Tritte oder Anklopfen vernehmen, u. s. w. Dieser Zustand heißt, wenn er nicht regelmäßig, andauernd, sondern nur auf Augenblicke sich einstellt, in der Kunstsprache: Sinnesvorspiegelung, hallucination (nach Sauvages) und ist nichts mehr, nichts Wichtigeres, als ein augenblicklicher Stillstand der Wechselwirkung zwischen dem sinnlichen Wahrnehmen und dem deutlichen Erkennen; die Erscheinung ist keine reale, sondern nur ideale, sie ist nie außerhalb uns, sondern in uns, sie steht nur vor dem geistigen Auge wie der Traum. Das zufällige Zusammentreffen besonderer Vorfälle bey oder mit der entfernten Person, die da gesehen seyn soll, kann keinen Beweis abgeben, für die unbeweisliche Möglichkeit, daß sich der Geist eines Menschen seiner Hülle lösmachen und seinen Aufenthalt verändern, oder gar sich vervielfältigen, also in einem Körper wohnen und gleichzeitig im Duplicate irgendwo erscheinen könne. Für körperlose Gestalten haben wir überdies keine Wahrnehmungsfähigkeit, das Geistige hat durchaus keine Ausdehnung, keine Form, kann von unsern Sinnen nicht erfaßt werden, so wenig als das eigentliche Lebensprinzip in allen Reichen der Natur erfaßt oder aufgefunden werden kann.

Die Vernunft gebiethet uns also, auf solche physische, natürliche Erscheinungen keine Bedeutung zu le-

gen, sondern wenn sie sich uns selbst oder einem der Angehörigen oft wiederholten, in ihnen eine Abnormität im Organismus zu erblicken, und einen erfahrenen Arzt zu berathen, der die Erscheinungen gewiß bannen wird.

J** B**

Die Findelkinder in Frankreich.

Der mit jedem Jahre so bedeutende Zuwachs der Findelkinder in Frankreich, gibt wie der „Temps“ sich ausdrückt, ein trauriges Bild von dem moralischen Zustande des Volkes daselbst. Der für die Erhaltung und Erziehung dieser Kinder nöthige Aufwand ist eine ungeheure Last für den Staat, und droht sogar, wenn dieses steigende Verhältniß länger fort dauern sollte, das ganze Budget der Departements zu verschlingen. Der Hauptgrund dieses Übels liegt wohl ohne Widerrede in den so häufigen und so leichtsinnig geschlossenen Ehen, und der Unzahl der unlegitimen Bande. Zur Zeit des Krieges wurden die schlimmsten Folgen jener zahllosen Verbindungen um so weniger gefühlt, als man vielmehr damals den Luxus der Bevölkerung wünschte. Schon im Jahre 1810 war das Uebel so groß, daß zu Paris 53,000 Kinder durch den Staat erhalten werden mußten. Dadurch wurde in den letzten fünfzehn Jahren des Friedens die Bevölkerung der unbemittelten Classe immer dichter, und der Erwerb hierdurch erschwerter. Die untern Volksclassen, die mit der größten Armuth zu kämpfen hatten, führen ungehindert fort, Kinder zu zeugen, die sie nicht ernähren konnten, wodurch sie sich allmählich gewöhnten, dieselben der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Ernährung aufzubürden. So beklagenswerth diese hohe moralische Verwilderung der niedern Volksclassen auch ist, so gereicht der entgegengesetzte Fehler den höheren Ständen nicht weniger zum Vorwurfe. Ihre Abneigung gegen den Ehestand scheint weniger in dem Grundsatz zu liegen: „Es sey nicht genug, Kinder zu erzeugen, sondern man müsse sie auch ernähren können;“ (da ihr Wohlstand diese Besorgniß hinlänglich widerlegt), — als vielmehr in andern Ursachen, die nicht minder, wenn nicht auf eine noch größere moralische Verderbtheit hinweisen. Die Leichtigkeit, die Findelkinder in den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unterzubringen, wozu die auf allen Puncten Frankreichs errichteten Findelhäuser Veranlassung geben, dürfte ferner kein zu übersehender Grund der so vielen ehelichen und außerehelichen Verbindungen, und der daraus entspringenden Uebersahl von Geburten seyn. So vortreflich derley Anstalten an und für sich auch sind, wodurch nicht nur der früheren Frequenz des Kindermordes, so erfolgreich vorgebeugt wird, sondern Tausende von Geschöpfen dem größten Elende und der Verwilderung entzogen, vom Staate erhalten, und zu nützlichen Gliedern gebildet werden, in wiefern nur die Dürftigkeit davon Gebrauch macht; — so werden sie doch andererseits bey Leichtsinrigen, leider oft die Veranlassung zu Ausschweifungen, ja selbst die Gewinn sucht hat damit argen Mißbrauch getrieben. Fast in allen

*) Auf diesen Zustand hätte das Sprichwort: „Es hat bey ihm überschnappt“, seine richtige Anwendung.

Theilen Frankreichs ist das Kindergebären unter den Armen zu einer Art einträglichen Gewerbes geworden. Die Mütter, in den Provinzen unter dem Nahmen „Filles-mères“, entledigen sich ihrer Kinder im Findelhaufe, und begeben sich dann in die Städte, um als Säugammen in wohlhabenden Häusern unterzukommen. Dieser Übelstand ist die Folge einer sehr verbreiteten Sünde der wohlhabenden Frauen gegen die Natur. Würden alle, zum Selbstsäugen geeignete Damen daselbst ihre Kinder an eigener Brust stillen, so würde das Bedürfnis fremder Säugammen in den Städten um zwey Drittheile berabsinken, und somit wären auch die Diener der Aussicht, durch eine Schwangerschaft ihr Glück zu machen, beraubt, und dem erwähnten Übel wäre gesteuert.

In dem einzigen Departement Loiret stiegen die Ausgaben für die Findelkinder von 85,000 Fr. im Jahre 1822 bis zu 122,000 Fr. im Jahre 1831, und nahmen in dieser 10jährigen Periode jährlich um ein Zwanzigtheil zu. In den nachstehenden Departements stellt sich gegenwärtig das jährliche Verhältniß der Findelkinder zu der übrigen Bevölkerung im Folgenden heraus:

Im Departement Loiret ist die Zahl der Findelkinder bey einer Bevölkerung von 290,000, — 1575, also 1 auf 191; zu Nièvre von 257,000 Einw. 308 Findelkinder, also 1 auf 857; Ille und Villaine von 350,000 Einw. — 1020 Findelkinder, also 1 auf 339; zu Meurthe von 380,000 Einw. — 1880 Findelkinder, also 1 auf 207; Pas de Calais von 655,215 Einw. — 1580, also 1 auf 414; zu Gironda von 325,000 Einw. — 5417 Findelk. also 1 auf 155; Vendée von 318,000 Einw. — 513 Findelk., also 1 auf 619; zu Puy-de-Dôme von 333,000 Einw. — 1428 Findelk. also 1 auf 386; zu Aisne von 460,000 Einw. — 1568 Findelk., also 1 auf 290; Haute Garone von 392,000 Einw. — 1194 Findelk. also 1 auf 328; zu Manche von 392,000 Einw. — 1695 Findelk. also 1 auf 495; zu Rhone von 396,000 Einw. — 10,220 Findelk. also 1 auf 188.

Literarischer Wegweiser.

Von Dr. Victor Mevarksi Edl. von Meuk.

Wenn Gesetze den Bürgern Roms das Verboth auferlegten, Vorsteher mit übergroßen Bäuchen zu erwählen, in den meisten Schriften des Mittelalters aber den eigenartigen Zeichen der Häßlichkeit beygezählt wird: „Da die Backen bauffen, als wären sie aufgeblasen, das Maul dick wie eine Bratwurst, unter dem Kinn ein großer Wätzig“ und es mit Persius heißt:

„Pinguis aqualiculus propenso sesquipede exstat.“

so deutete dieß gemeinhin schon auf eben keinen so empfindenden Schluß von ansehnlichen Dickbäuchen auf das Geistesvermögen der Bestzer und auf Geringschätzung Alles dessen, was sich dem ästhetischen Sinn als unproportionirt und dickleibig darstellte. Es ist darum leicht begreiflich,

daß Personen, die durch eine solche scheinbar schmächtige Last gedrückt wurden, unumwunden den Wunsch aussprachen, einen Leitsaden zu bekommen, um Veranlassungen zu diesem lästigen Übel meiden zu können, und, ist der Körper nun einmahl schon zugerundet, zu wissen, welche Mitteln dagegen erfolgreich in Anwendung gebracht werden müssen.

Manche stehen überdieß in dem verderblichen Wahn, übermäßige Körperfülle sey üppige Gesundheit; vermehrter peripherischer Umfang unsers Physischen, Kräfteübermaß, und nähren den schädlichen Irrthum: überrascht sie eine Krankheit, so haben sie doch was zum Zusehen!

In dieser Rücksicht allen Irrthum bannend, erschien so eben in Nürnberg eine interessante Broschüre unter der Aufschrift:

„Prüfende Blicke auf das Embonpoint der Männer und der Frauen, oder über Ursache, Wesen und Heilart der krankhaften Dickleibigkeit und Körperfülle. Ein Belehrungsbuch für Gebildete aus allen Ständen von Dr. Anton Friedrich Fischer, Arzt am königl. Josephtinen-Stifte und der damit verbundenen adeligen Erziehungsanstalt in Dresden. Nürnberg 1832.“

Diese Abhandlung, welche auch allhier in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen ist, erregt mit allem Rechte die Aufmerksamkeit des großen Publicums, nicht nur insofern die erwünschten Aufschlüsse von dem gelehrten Verfasser auf eine gemeinnützige, genügende Weise aufgefaßt und durchgeführt werden, sondern auch als die darin enthaltenen Winke in Hinsicht der zu wählenden Diät und Lebensweise mit Bedacht auf Individualität, eine bisher fühlbare Lücke in der Literatur der populären medicinischen Schriften ausfüllen. Die richtige, genaue Zusammenstellung anscheinend differirender Krankheiten, welche aus ein und derselben Quelle entspringen, erfordert vielseitige Erfahrung, eine umsichtige Prüfung aller auf diese Krankheiten Bezug habenden Fälle, beynebst einer richtigen Abstraction aus den gesammten Thatfachen. Überall sehen wir, daß der Verfasser, besonders in dem Abschnitte: „von der auf Krankheit beruhenden Dickleibigkeit der Frauen, deren Ursachen, Eigenthümlichkeit und zweckgemäßen Heilverfahren“ mit gründlicher und selbstständiger Sachkenntniß den Gegenstand durchgearbeitet, in gedrängter Kürze dennoch umfassend genug die Thatfachen so lichtvoll zusammengestellt, daß Ursachen und Wirkungen in ihren Wechselbeziehungen stets deutlich zu erkennen sind. Jedermann, will er sich mit dem Gegenstand selbst näher bekannt machen, wird in diesem Buche vielfache directe und indirecte Belehrung finden, der Arzt aber diesen Beytrag zur Pathologie und speciellen Therapie von hohem Werthe gehörig zu würdigen wissen.

Neues aus der Zeit.

Fürchterliche Hungersnoth.

Ein Brief des amerikanischen Consuls zu Villa da Praga (Insul am Cap Verd) vom 29. April meldet, daß auf Guogo,

einer Insel, die in der Nachbarschaft liegt und 12,000 Einwohner zählt, die furchtbarste Hungersnoth herrsche. Täglich stirbt eine bedeutende Anzahl, und die Überlebenden gehen ausgezehrt und abgemagert wie Gelette umher, und sind aus Mangel an Kräften kaum vermögend, die Todten zu beerdigen.

Jahresversammlung brittischer Naturforscher.

Die Britten haben bereits die deutschen gelehrten Vereine nachgeahmt, und Anfangs July zu Oxford eine Jahresversammlung brittischer Naturforscher und Ärzte zu Stande gebracht. Die zahlreich herbeigeströmten Gelehrten Englands hatten sich einer überaus gastfreundlichen Aufnahme zu erfreuen. Die abgehaltenen Vorträge sollen vom höchsten Interesse gewesen seyn. Die nächste Jahresversammlung ward in Cambridge zu halten beschloffen; für die folgenden Jahre aber, werden sie sich nicht an einem Universitätsorte, sondern in den wohlhabenden brittischen Fabrikstädten versammeln.

Warnung.

Die k. s. Landesdirection zu Dresden hat bekannt gemacht, daß mit einem Löffel aus der Neusilberwaarenfabrik von Henninger et Comp. in Berlin und Warschau Versuche angestellt wurden, aus welchen hervorging, daß diese Composition dem Essige noch einmal so viel Kupfer abgibt, als dieß bey dem gewöhnlichen 12löthigen Silber der Fall ist, und überdieß noch Nickelmetall enthalte, weshalb die daraus verfertigten Geräthe, mehreren Wahrnehmungen zufolge, für die Gesundheit als durchaus nachtheilig erwiesen wurden. Dem zufolge wurde der Verkauf der aus dem Neusilber der genannten Fabrik erzeugten Koch-, Trink- und Speisegeschirre, vorzüglich der Speisefoßeln in den königl. sächsischen Landen bey 20 Thl. Strafe untersagt.

Wissenschaftliche Versammlung in Schorndorf.

Am 14. May versammelten sich bey 50 Mitglieder des wissenschaftlichen Vereins der Ärzte, Wundärzte und Apotheker Würtemberg. Zum Geschäftsführer der diesjährigen Sitzung wurde Dr. Faver und zum Präsidenten D. A. Arzt Dr. Neudel von Eslingen ernannt. Hierauf wurden die Statuten des Vereins besprochen und festgesetzt, eine schriftliche Anzeige an die Regierung ausgefertigt, und ein Bericht der Redaction des medicinischen Correspondenzblattes des ärztlichen Vereins vernommen; es wurden ferner eben so wichtige als seltene krankhafte Zustände; theils im Originale theils in Zeichnung, dem Vereine mitgetheilt, und wichtige Vorlesungen abgehalten. Für die nächste Versammlung im September wurde Tübingen erwählt.

Der echte Naturschwimmer.

Ein solcher dürfte mit Recht nur jener genannt werden, der sich leicht, ohne die geringste Mühe, auf der Oberfläche des Wassers erhält, und auf keine Weise unter sinkt, und daher vor jeder Gefahr des Ertrinkens gesichert ist. Die Florentiner Nachrichten geben uns dießfalls von einem ausgezeichneten Phänomen Nachricht. Ein Mann von 50 Jahren, durch seine trefflichen classischen Werke über das Studium der griechischen und römischen Sprache bekannt, Pater Moccia besitzt die seltene Eigenschaft, daß er im Wasser nie unter sinkt. Man stürzte ihn in die Fluthen des

Meeres, in einen reisenden Strom, in einen Strudel, er kam stets, die Hände über der Brust gekreuzt, wieder zum Vorschein. In den heißen Sommertagen ist es sein größtes Vergnügen, auf den Wellen einzuschlafen (auf denen er mit dem Kopfe, wie auf einem Kissen ruhe) und sich von denselben schaukeln zu lassen.

Diese Leichtigkeit von dem Wasser getragen zu werden, erklärt sich auf eine natürliche Weise dadurch, daß der Körper des Pater Moccia 30 Pf. weniger im Gewichte hat, als die Quantität Wassers, welche er beim Eintauchen aus dem Raume verdrängt, weswegen sein Körper als eine leichtere Masse, so wie etwa das Holz, oder der Kork wieder auf die Oberfläche gehoben wird. Aus derselben Ursache läßt sich auch leicht erklären, warum fette Menschen überhaupt leichter schwimmen, als hagere, da das Fett bey Weitem leichter ist als die Knochen und die Fleischmasse. Man hat in der hiesigen Schwimmschule fast täglich Gelegenheit sich von der Wahrheit des Angeführten zu überzeugen; ich erinnere mich sogar vor nicht langer Zeit eines Mannes von ziemlichem Umfange, welcher das erste Mal im offenen fließenden Wasser sich badete, und mit seinen Füßen durchaus nicht den Grund des Wassers erreichen konnte. Es dürfte daher ein Moccia nicht so selten seyn, als Manche glauben mögen.

Der geschiedte Narr.

Der Herzog von Linancourt besuchte das Irrenhaus von Charrenton. Ein Menschenfreund, mit der Anstalt bekannt, und von dem Geldmangel unterrichtet, der einen Theil des Guten hinderte, ersuchte ihn, beim Eintritt, dem Hause etwas von den Hülfquellen zuzießeln zu lassen, worüber sein Departement zu verfügen hatte. „Wo denken Sie hin, lieber Freund? Ich muß ja vor allen Dingen für Diejenigen sorgen, die im Gefängniß schmachten.“ — „Nicht also, gnädiger Herr; bedenken Erw. Excellenz nur, daß die Sträflinge mehr oder weniger ihr Loos verdient haben, und daß Sie selbst nicht dafür stehen können, ob man Sie nicht heute oder morgen nach Charrenton bringt.“ — Der Menschenfreund war ein Bewohner der Anstalt. —

Miscelle.

Die muselmännischen Frauen.

„Eine Frauengesellschaft in den Harems“, sagt eine englische Dame, welche selbst 12 Jahre in einem solchen war, „ist keineswegs langweilig und uninteressant, diese Frauen besitzen im Ganzen einen guten natürlichen Verstand, lieben Unterhaltung, machen oft höchst feine Bemerkungen und sprechen sehr richtig. Dieß war mir im Anfang ein Räthsel, da sie immer eingeschlossen leben, und nicht auf europäische Art erzogen werden; genauere Bekanntschaft hat mir daselbe jedoch gelöst. Die Männer, mit denen vornehme Frauen umgehen, sind größtentheils sehr gebildet, und die wissbegierigen Frauen lassen kein Wort von den Lippen eines Vaters, Mannes oder Bruders schlüpfen, ohne nach der Bedeutung zu fragen, und was man ihnen einmahl erklärt hat, vergessen sie nicht wieder, da ihre Gedanken durch nichts zerstreut werden. Die Frauen sehen zu ihren männlichen Verwandten mit derselben Achtung und Ehrfurcht hinan, wie in andern Ländern die Kinder zu den Ältern, halten jedes Wort, jede Meinung, jede Handlung derselben für nachahmungswürdig.“

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre
Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

76. Wien, Samstag den 22. September 1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben sechzigennanten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Physiologie der Leidenschaften *).

Wir übergeben hier dem Leser eine Anekdote, welche uns von der Hauptperson der dramatischen Handlung, welche darin enthalten ist, in die Feder gesagt wurde, in der Hoffnung, gewisse Individuen, deren außerordentliche Zornmüthigkeit sie zu Geißeln der Gesellschaft macht, zum Nachdenken über sich selbst zu bringen.

Meine ganze Familie stammt aus dem Süden Frankreichs. Man kennt die Lebhaftigkeit, den Muthwillen des südlichen Blutes; diese Lebhaftigkeit, dieser Muthwille jedoch müssen bey mir bey weitem bestiger seyn, da ich unter dem brennenden Himmel der Beduinen geboren wurde, wo mein Vater Consul der französischen Regierung war. Der Auftritt, welchen ich erzählen werde, läßt urtheilen, zu welchen Schritten eine unheilbringende Zornhaftigkeit hinreißen kann, und welch große moralische Vortheile Jener über Andere hat, welcher seiner selbst Meister werden kann.

Seit Langem war ich nach Frankreich zurückgekehrt, seit Langem athmete ich die heimathliche Luft, ohne daß die Gluth meines Temperamentes sich abkühlte. Selbst die glücklichsten Bande Hymens wären für mich zu locker gewesen. Ich hatte einen Sohn, welchen ich mit Ungebuld groß werden sah, und welcher die ganze Heftigkeit meines Charakters erbt. Die Fehler, welche uns gemein waren, konnte ich an ihm nicht ertragen, weil ich glaubte, bey mir wären sie angeboren, bey ihm aber nur das Resultat böser Gewohnheiten oder schlechter Gesellschaften. Ungeachtet dessen liebte ich ihn, wie nur ein Vater seinen Sohn lieben kann. Obwohl ich

Soldat war, so verließ er mich doch nicht einen Augenblick, er folgte mir in alle Feldzüge, wir stritten neben einander, und bey manchen Gelegenheiten retteten wir uns gegenseitig das Leben. Ein Diener bediente uns; dieser brave Mensch besaß seit mehr als zwanzig Jahren mein ganzes Vertrauen; er sah meinen Sohn zur Welt kommen, und ich wollte, daß mein Sohn für ihn, wenn nicht die Anhänglichkeit, welche er einem Diener schuldig war, den ich liebte, doch wenigstens die Achtung hätte, welche immer dem rechtschaffenen Manne gebührt. Ich hatte ihn mehr als einmahl den Vorwürfen und dem Zorne meines Sohnes entzogen, und dieser hatte in dieser Hinsicht von Zeit zu Zeit sehr strenge Verweise erhalten. — Eines Tages, es war dieß während der Belagerung von Danzig — war es den Officieren erlaubt, aus der Stadt zu gehen; mein Sohn wollte mit einigen jungen Waffengefährten diese Erlaubniß benutzen; er befahl unserem Bedienten, mein Pferd zu einer gewissen Stunde in einen gewissen Ort vorzuführen. Ich selbst aber hatte daselbe eben für eine wichtige Kunde unumgänglich nöthig. Mein Bedienter, welcher dieses wußte, eröffnete es meinem Sohne, dieser aber glaubt, daß es von Seite dieses braven Menschen nur Bosheit sey; er wird böse, geräth in Hitze, und versetzt ihm mit dem Sarras aus aller Kraft einen Streich in das Gesicht. Der unglückliche Diener wagt es kaum, sich zu beklagen; er kommt zu mir mit den Spuren des Schlags, welchen er so eben erhielt. In seiner Einfalt und Gutmüthigkeit sucht er noch jenen zu entschuldigen, der ihn mißhandelte, allein es gelingt ihm nicht. Außer mir vor Zorn, ging ich sogleich zu meinem Sohn, er war in einem Kaffehause, von seinen Freunden umgeben. Ich dränge sie zur Seite, stürze auf ihn, in-

* Aus der französischen Zeitschrift: La Comète Nr. 3. 1. année.

dem ich ihn mit Schmähungen überhäufe, reiße ich die Epauletten, das Kreuz herab, trete sie mit Füßen, und werfe ihm, vor Wuth schäumend, die Niederträchtigkeit seines Benehmens vor. Seine Freunde, unbewegliche Zuseher dieses fürchterlichen Austrittes, wagten nicht, die Parthey des Sohnes gegen seinen Vater zu ergreifen. Er war vernichtet. Als er wieder zu sich kam, wollte er sprechen, ich ließ ihm keine Zeit dazu. „Undankbares Kind! unwürdiger Sohn! kein Band knüpft mich mehr an dich; ich hasse dich nicht wie einen Feind, ich verachte dich als einen Niederträchtigen, ich läugne, je dein Vater gewesen zu seyn.“ Länger konnte er nicht diese bitteren Beleidigungen ertragen, allein, da er es nicht wagte, sich zu rächen, oder es nicht konnte, so ward er wie Achill zum Weinen gebracht. Seine Thränen bewegten mich nicht. Er war wirklich in einer Lage, die schwer zu beschreiben ist; er sagte, daß er beschimpft, entehrt sey, daß er nicht mehr die Uniform tragen könne, er verlangte endlich Papier, um zu schreiben, und sogleich dem Obersten seine Entlassung zu schicken. Ich verhinderte ihn daran. „Es gibt nur Ein Mittel, deine Ehre wieder zu erlangen,“ sagte ich ihm, „ich wiederhole es dir, ich betrachte dich als einen Fremden; ich will nichts mehr für dich seyn, wasche deine Schande in meinem Blute, oder gib mir jenes wieder zurück, welches zu meiner Schmach durch mich in deinen Adern fließt. — Kein Bedenken, kein Entschuldigen, oder unnütze Einwendungen, ich will nichts davon hören.“ Umsonst nehmen alle Officiere Antheil an meinem schrecklichen Zustande, in welchem ich mich befand, und suchten meine heberhafte Einbildungskraft zu besänftigen; vom Zorn verblendet ging ich in meiner Härte so weit, daß ich meinem Sohne drohte, ihm das Gehirn zu zerschmettern, wenn er sich nicht entschliesse, meiner Wuth Genüge zu leisten, und — ich sag' es zu meiner Schande — ich zwang ihn, beizustimmen. Welch Anderer hätte sich an seiner Stelle so lange gesträubt. Von zwey Zeugen (Secundanten) begleitet, begaben wir uns, mit Pistolen bewaffnet, hinter die Pallisaden; mein Zorn hatte zwar etwas nachgelassen, war aber noch immer heftig. Ich wollte, das Loos sollte entscheiden, wem der erste Schuß gebührt. Das Geschick war meinem Sohne günstig; ich bediene mich nicht mit Unrecht dieses Ausdruckes, denn wenn der erste Schuß mein gewesen wäre, ich stehe nicht gut dafür, was ich gethan hätte. Aber er zweifelte nicht, ergriff sogleich die Pistole, schoß in die Luft, und stürzte zu meinen Füßen, welche er mit seinen Thränen benetzte, und siegte um Vergebung. Endlich war ich erweicht, ich fühlte meine Kräfte schwinden, und verlor auf einige Augenblicke mein Bewußtseyn, welches ich nur wieder erlangte, um den besten der Söhne zu segnen und ihm auf immer eine unvergessliche Liebe zu weihen.

Seit dieser tragischen Epoche hat nie ein Hauch von Zorn meine Seele bewegt; es scheint, als ob die Quelle dieser tödtenden Leidenschaft, deren verderbliche Folgen mein Gehirn so oft empfand, durch jenen so starken und anhaltenden Anfall versiegt wäre. Ubr-

gens habe ich an der Kraft der Intelligenz nichts verloren, ich glaube vielmehr, daran gewonnen zu haben, denn ist mein Ideengang und mein Urtheil auch nicht mehr so rasch wie vorher, so ist der erste geregelter, und das letztere immer sicher.

Ueber die Gymnastik *).

Die Gymnastik, jener Theil der Gesundheitslehre, welcher die Bewegung des Körpers zum Gegenstande hat, übt den entschiedensten Einfluß auf die animalische Ökonomie. Sie besteht nicht allein in der Kunst, den Körper zu bewegen, ihr Zweck besteht auch darin, durch Einwirkung auf das Physische, das Moralische zu heben.

Niemand mehr als die Alten hat den außerordentlichen Einfluß der Gymnastik empfunden, welche bey jenen zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht wurde. Die Geschichte erzählt uns den edlen Wettseifer, welcher in den olympischen Spielen herrschte, durch deren Emporblühen sie die Erhaltung der Gesundheit, die Entwicklung der Kräfte, und zugleich die Bildung von Vaterlandsvertheidigern beabsichtigten. Von den Griechen verehrt, wo sie ihre Wiege hatte, artete sie bey den Römern aus, wo sie zu grausamen Schauspielen herabsank; aus ihrem späteren gänzlichen Verfall erhob sie sich in den neuern Zeiten durch das beharrliche Einwirken einiger aufgeklärten Geister, und man sah mehrere Anstalten ins Leben treten, wo, als eben so viele Mittel gegen zahlreiche Krankheiten, gymnastische Übungen mit gleichem Nutzen und Vergnügen gelehrt wurden.

Da wir die Gymnastik nur in ihrer Beziehung auf die Gesundheit darstellen wollen, so werden wir nur mit größter Bündigkeit die vortheilhaften Folgen derselben aus einandersehen, hernach anzeigen, wie Schwächliche und Zärtliche eine starke Constitution erlangen können, welche ihnen die Natur versagt zu haben scheint.

Die erste Wirkung der Bewegung ist, daß die entsprechenden Organe in Thätigkeit gesetzt, die zur Erhaltung des Lebens bestimmten Flüssigkeiten in größerer Menge erzeugt und in Umlauf gebracht werden; eine Vermehrung der Wärme und Ernährung entwickelt sich in den bewegten Organen, welche an Umfang Kraft und Leichtigkeit gewinnen. Diese günstigen Veränderungen beschränken sich nicht auf den in Bewegung gesetzten Theil, sie erstrecken sich gleichfalls über die anderen Organe der thierischen Ökonomie. Der ganze Umlauf wird beschleunigt, selbst bis in die Haargefäße; die Wangen röthen sich, das Antlitz nimmt einen lebhafteren und sprechenderen Ausdruck an; die Eflust steigert sich; alle Ernährungsfunctionen, die Verdauung, die Bildung des Magensaftes, u. gehen mit erhöhter Thätigkeit vor sich. Hieraus entspringt ein allgemeines Wohlfeyn, an welchem gleichfalls jene Organe Theil nehmen, welche uns

*) La Comète Nr. 12 1. année.

dazu dienen, unsern gefelligen Verhältnissen zu entsprechen. Die Geschicklichkeit, welche man bey gymnastischen Übungen entwickeln muß, übet zugleich das Gehirn und die Sinnesorgane, daher mehr Genauigkeit in den Ideen, größere Sicherheit im Urtheile, ein höherer Muth.

Nach physisologischen Gesetzen können die mannigfaltigen körperlichen Übungen, welche einzeln durchzugehen hier nicht unser Zweck ist, vorzüglich in der Kindheit gegen verschiedene Krankheiten mit Vortheil angewendet werden.

Man sah im Normalgymnasium des Herrn Obersten Amoros, Krümmungen des Rückgrathes, Mißstellungen der Brust, der Achseln, durch angemessene Übungen und ohne Zuthun irgend eines orthopädischen Apparates binnen einigen Monaten verschwinden.

Bei Krankheiten bringt man es mit Hülfe dieser Übungen dahin, die Erregung eines vorherrschenden Organes, oder Systemes, welches sich über die anderen verbreiten will, abzuwenden, und so alle organischen Functionen in ein vollkommenes Gleichgewicht zu setzen. So z. B. werden gymnastische Übungen Kindern eines lymphatischen Temperamentes, welches zu atonischen Krankheiten geneigt ist, — starke und ausgebildete Muskeln verschaffen: da die Absorption thätiger wirkt, so wird die Serosität (Feuchtigkeit), welche dem Kinde ein geschwollenes Aussehen gewährte, nach und nach verschwinden, und mit dem Vorherrschenden des Muskelsystems vor dem lymphatischen wird es den Krankheiten entzogen, womit es bedroht war.

Die gymnastischen Übungen sind nicht minder für Kinder einer schwachen und zärtlichen Constitution deswegen, weil ihre Organe wachsen und sich entwickeln, als auch für starke und wohlgebaute nützlich. Durch diese Übungen werden die Letztern ihre Gesundheit bewahren und Geschicklichkeit und Muth erlangen, jenen Antheil des Menschen, welcher die physischen und die Functionen der Intelligenz leitet. Der Philosoph von Genf fühlte tief die Wahrheit. „Wollen Sie den Verstand Ihres Zögling ausbilden,“ sagt be- redt der Verfasser des Emil, „so bilden Sie jene Kräfte aus, welche er lenken soll. Üben Sie beständig seinen Körper, machen Sie ihn stark und gesund, um ihn weise und vernünftig zu machen: er arbeite, handle, laufe, schreie, sey stets in Bewegung, er werde Mensch durch seine Kraft, bald wird er es durch seine Vernunft.“

Eine riesenhafte Bierbräuerey.

Eine solche findet sich in London, und gehört den Herrn Reid und Comp. Hier geschieht beynah alles durch Dampfmaschinen; diese schöpfen das Wasser in die Bräufpanne und schöpfen das Bier aus, winden das Getreide auf, laden ab und auf, setzen die Schrotmühlen in Bewegung, führen das Bier aus den Kesseln in die Bräufpanne, von da in die Gähzfässer, und durch unterirdische Röhren in die Lagerfässer. Die Dampfmaschinen ersetzen die Kraft von 60 bis 100 Pferden und ersparen die Arbeit vieler hundert Men-

schon, weswegen bey der Leitung der Bierbräuerey nicht mehr als ungefähr 100 Menschen beschäftigt sind. Alles ist im höchsten Grade ökonomisch eingerichtet; selbst der Raum ist auf eine Art benützt, von der man hier zu Lande kaum einen Begriff hat. Mühlen, Darren, Speicher, Wasserbehälter, Bräuerey, Dampfmaschinen und Comptoire, alles ist neben und übereinander gestellt.

Die Maischpfannen enthalten 780 Schäffel Malz, 480 Orhst Bier. Der größere Bräukessel enthält 480, der kleinere 360 Orhst, und es werden in denselben jährlich 160,000 Orhst gebraut. Die Lagerfässer enthalten von 500 — 1000 Orhst, zwölf enthalten 2400, und eines sogar 7200 Orhst; diese Fässer sind so riesenhafte, daß sie durch mehrere Stockwerke gehen, und es lagern in denselben gewöhnlich 120,000 Orhst. Von den kleinern Fässern zu 4 — 5 Orhste sind nicht mehr als 23,000 im Gebrauch.

In einem Raume des Erdgeschosses liegen stets mehrere Hunderte in Eisen gebundene Fässer zur Ausbesserung und zum Füllen. In den obern Stockwerken befinden sich die Malzkammern, welche mehr als einmahl hundert tausend Schäffel Malz bereit halten; sechs große mit Metall belegte Kühlschiffe, welche über einander stehen, und über dieses ein vier Fuß tiefes großes Wasserbecken von Kupfer mit zwey Feuerspritzen und Schläuchen, um schnell einen im Bräuhaus entstehenden Brand löschen zu können. Während des Sommers wird in jeder Woche vier, während des Winters sechsmahl gebraut, und einige Hundert der größten und stärksten Pferde führen das Lieblingsgetränk der Britten in alle Theile der Riesenstadt. Man hat den Eigenthümern dieser niedlichen Bräuerey eine Million Pfund Sterling (sieben Millionen Thaler angeboten) dieselben haben aber den kleinlichen Antrag zurückgewiesen.

Aphorismen.

Mangel an Gefühl, und Gefühl von Mangel, sind die Repräsentanten aller menschlichen Uebel und Schwächen.

Man mag eine Kohle noch so vorstichtig berühren, sie wird immer schwarze Flecken geben. Ist es anders in der Berührung mit schlechter Gesellschaft?

Wie viele Blumen, so Schaden viele Mädchen reizbaren Naturen; sie machen Kopfweh.

Bergnügungen, die Einem aufgedrungen werden, sind Langweilen, die man geschenkt bekommt.

Der Mann eifert nur, wenn er liebt; aber das Weib eifert noch, wenn es nicht mehr liebt, aus Gewohnheit, Eitelkeit und Scheelsucht; deßhalb sind alle Weiber Anfangs dagegen, wenn sich ein Pärchen lieben will.

Palmenblätter für Leidende.

Vision.

In Schmerzen sah ich ganz verloren,
Gesent das kranke schwere Haupt,
Da, die mich hatte einst geboren,
Der Fürst der Schatten mir geraubt.

Für mein Gefühl fand ich nicht Worte;
Als schwebend eine hehre Frau
Einerschritt durch des Zimmers Pforte,
Die Farbe ihres Kleids war grau;

Ein Kreuz trug sie in ihren Händen,
Und eine Schale silberhell;
Sah ich den Blick nach oben senden,
Entstrahlte mir ein Tropfesquell.

Sie sprach zu mir auf sanfte Weise:
„Vergehe dich, du Armer, nicht;
„So lang' du weilst im Erdenkreise,
„Ist Selbsterhaltung dir noch Pflicht.“

„Vertrau' auf Gott — auf Wiedersehen!
„Und greif der Zeit nicht frevelnd vor;
„Fühlst du nicht Trost entgegenwehen,
„Wenn dein Gebet sich schwingt empor?“

„Wer bist du, freundlich, holdes Wesen?
„Bist du vom Himmet mir gesandt,
„Bist du als Schutzgeist mir erlesen,
„Den ich empfing aus Gottes Hand?“

„Ich bin der Glaube, den du ehrtest,
„Religion gebahr mich dir,
„Deß Stimme du oft mahnend hörtest,
„Darum vertraue hoffend mir.“

„Was dir noch fehlt' zu deinem Troste,
„So lang' du wandelst noch alhier,
„Virgt diese Schaal' — daraus verkoste
„Mit gläub'gem Sinn, — geh'orche mir!“

Was lindern sollte meine Schmerzen,
Mir lockend nun der Glaube beut?
Ich blick' zur Schaal' mit bangem Herzen,
Und las darauf: Vergessenheit!

Zu Füßen wollt' ich ihr nun sinken,
Mein Dankgefühl, es trieb mich hin,
Da winkte mir der Schale Blinken,
Erant' ich daraus, welch ein Gewinn!

Erstarken wähnt' ich mich, ich Müder,
Versetzt schon in der Selgen Land,
Da wurden wach die Augentieder,
Und — ach! — das schöne Traumbild schwand!
C. S. Müller.

Neues aus der Zeit.

Seltene Augenepidemie.

Die „Gazette médicale“ gibt über eine seltene Epidemie, über die Hämeralopie, die eine Zeit lang unter der französischen Garnison zu Belfort herrschte, folgenden Bericht: „Gegen Anfang des verfloffenen Februars klagten einige Soldaten, daß sie gleich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Aufgang der Sonne ihrer Sehkraft beraubt würden. Die Zahl der mit diesem Leiden Befallenen war Anfangs nicht mehr als zwölf oder fünfzehn; aber das Uebel griff gegen Ende Februars und Anfangs März reisend schnell um sich. Jeden Abend, kurz nach Sonnenuntergang, sah man eine Menge Soldaten, (die sonderbare Krankheit blieb nämlich bloß auf die Garnison beschränkt,) wie Blinde umherwandern; kaum im Stande, ihren Weg zu finden. Viele mußten sich führen lassen, oder mit den Händen an der Wand und den Häusern sich nach ihren Wohnungen fortzuhelfen suchen. Neunzig Mann vom 36. Infanterieregiment und zwanzig vom 1. Dragonerregiment wurden von diesem Gesichtsleiden befallen. Sechzig derselben wurden im Verlauf von 10 Tagen mittelst tonischer und kühlender Augenbäder, Zuggpaster im Nacken, und Gaben von 15 — 20 Gran Calomel geheilt, obgleich letztere nicht immer nothwendig befunden wurden. Die Epidemie hörte gegen Ende des Monats April ganz auf.

Der Verbrauch von Butter in England.

Die Erzeugung wie der Verbrauch von Butter in England ist unglaublich groß. Der Verbrauch derselben in London allein kann im Durchschnitt auf ein halb Pfund für jedes Individuum wöchentlich angenommen werden, was für das Jahr 26 Pfund ausmacht, und nimmt man die Bevölkerung zu 1,450,000 Seelen an, so würde die gesammte Consumption 37,700,000 Pf. oder 16,830 Tonnen betragen; wozu man jedoch noch 4000 Tonnen Butter rechnen kann, die für Proviantirung der Schiffe und auf andere Weise verbraucht werden.

Der sämmtliche Verbrauch würde also in runder Summe auf 21,000 Tonnen oder 47,040,000 Pfund angenommen werden dürfen, was, das Pfund zu 10 Pence gerechnet 1,960,000 Pfund Sterling betragen würde. Marshall nimmt im Durchschnitt die von einer Kuh jährlich gewonnene Butter auf 168 Pfund an; um die für den Londoner Markt nothwendige Butter zu erzeugen, würden also, unter Voraussetzung der Richtigkeit der gemachten Annahme, 280,000 Kühe erforderlich seyn.

Miscelle.

Talisman und Amulet.

Nach dem Reisenden Rüssel unterscheidet der Orientale zwischen beiden insofern, als er die Talismane beständig bey sich trägt, die Amulette nicht; der wahre Unterschied aber ist, daß erstere nur Charaktere haben, die letztern aber in Edelsteinen, Wurzeln, Sigillen bestehen. Gewisse Edelsteine hatten von jeher eine magische Kraft, und das Ephod oder Brustbild der Hohenpriester hatte zwölf verschiedene Steine der Art, worüber wir noch die griechische Schrift des Epiphanius besitzen. Unsere Monatssteine sind die jüngsten Nachkömmlinge der Amulette.

Talismane und Amulette sind den Schwachmüthigen, Ungebildeten, Abergläubischen und Zurchtsamen das, was die Vernunft und das Gefühl der Kraft den Gebildeten sind: sie geben Muth und Zuversicht im Handeln. Es wäre daher grausam, den Ersteren ihre einzige äußere Stütze zu rauben, wo die Natur die innere versagt hat.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey N. Strauß's sel. Wittve, Dorotheergasse Nr. 1108.

Windobona's Gruss

an die

im September 1832

hier versammelten

deutschen Naturforscher und Aerzte.



Von

E. F. Müller.

Beilage zum Blatte Nr. 76 der populären österreichischen Gesundheitszeitung,
herausgegeben und redigirt von Dr. Basler.

Wien, 1832.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header.

Handwritten text in the upper middle section of the page.

Handwritten text in the middle section of the page.

Handwritten text in the lower middle section of the page.

Handwritten text in the lower section of the page.

Handwritten text at the bottom of the page.

Willkommen Euch aus Deutschlands weiten Gauen,
Die ein erhab'nes Ziel mir zugeführt!
So viel der Herrlichen vereint zu schauen,
Ist's, was die Kaiserstadt noch schöner ziert.
Die Früchte Eures Wissens zu verbreiten,
Und was der Forschergeist als wahr erkannt,
Der hohe Zweck, dem Alle froh sich weihen,
Er zog Euch her aus fernem fremden Land.
So seyd mir denn begrüßt in meinen Hallen,
Ihr Edlen, hochgelehrt und hochberühmt,
Und Euer Lob, es soll euch hier erschallen,
Wie es Verdiensten solcher Art geziemt.

Den Schleier der Natur so weise lüften
Ist für die Welt und Euch ein Hochgewinn;
Entreißen kühn des Todes Beut' den Gräbsten,
Dahin strebt, wackre Freunde, Euer Sinn,
Die Aeskulapen Ihr als Meister ehret.
So gebe Gott denn Eurem Thun Gedeih'n,
Und was als echt für Wissenschaft bewähret,
Und nützlich ist, es woll' die Welt erfreu'n.
Aus dunklem Schacht' entsteig' an's Licht der Sonne
Das reine Gold, erkannt durch Euren Blick,
Und bringe reichen Segen, Heil und Wonne;
Dann preisen meine Bürger das Geschick,
Das, Treffliche, Euch zahlreich hergeleitet,
Wo viel' der Trefflichen, Euch — Kunstverwandt —
Ein reiner Bruderbund entgegenschreitet,
Denn — Wissenschaft hat nur ein Vaterland.

11

Ich danke dir sehr für die Güte, die du mir erzeigt hast, und für die
Anzeige, die du mir gegeben hast, dass ich in deinem Hause zu
sitzen habe. Ich werde dich nicht verlassen, und ich werde
in deinem Hause zu sitzen sein, bis du mich abholst. Ich
werde dich nicht verlassen, und ich werde in deinem Hause
zu sitzen sein, bis du mich abholst. Ich werde dich nicht
verlassen, und ich werde in deinem Hause zu sitzen sein,
bis du mich abholst. Ich werde dich nicht verlassen, und
ich werde in deinem Hause zu sitzen sein, bis du mich
abholst. Ich werde dich nicht verlassen, und ich werde
in deinem Hause zu sitzen sein, bis du mich abholst.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nchikranke und zum Troste für Leidende.

77.

Wien, Mittwoch den 26. September

1852.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags: und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. In Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Teuders'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Die Wahl des Arztes.

(Nach Dr. Hertel.)

Es ist die Wahl des Heilkünstlers von nicht minder Wichtigkeit, als die des Seelenarztes, denn selbst dieser letztere hat oft bey Weitem nicht so viele Gelegenheiten, in die geheimsten Tiefen des Familienlebens einzudringen, als dieses der Arzt kann; Geheimnisse, von denen nicht selten das zeitliche Wohl ganzer Familien abhängt, erfährt oft nur dieser; Umstände, auf welchen oft das ganze Lebensglück einer Person beruht, werden nur ihm anvertraut. Kein Wunder daher, wenn wir die meisten Menschen bey der Wahl des Arztes die größte Vorsicht beobachten sehen.

Es ist nicht lediglich die Geschicklichkeit und Masse von Kenntnissen, die dem Arzte das bey dem Publicum verschafft, was man insgemein mit dem Nahmen Vertrauen und Ruf belegt; ja das große Publicum ist gar nicht einmahl im Stande, den tüchtigen und erfahrenen Arzt von dem weniger tüchtigen und ungelehrteren zu unterscheiden. Doch bleiben gewisse andere Eigenschaften bey der Wahl des Arztes zu beachten, ohne welche diese immerhin eine mißliche bleiben würde, wenn selbst Geschicklichkeit und Tüchtigkeit im hohen Maße vorhanden wäre. Die Person des Arztes und sein Betragen möchten hier immer noch wichtige Kriterien seyn, nach welchen man sich in den Stand setzen kann, ihn richtig zu beurtheilen, und welche bey der Wahl desselben vorzugsweise in Betracht gezogen werden sollten.

Bey der Person des Arztes beachten wir nicht allein sein Außeres, sowohl in Beziehung auf An-

stand als auch auf körperliche Eigenschaften, sondern wir berücksichtigen mit Recht auch seine geistigen und moralischen Eigenschaften, so wie sie sich im Leben kund geben.

So ein irriger Maßstab in der Regel der äußere Anstand eines Menschen ist, um ihn darnach zu beurtheilen, so darf er doch bey dem Arzte eben nicht ganz hintangesezt werden, von welchem, als einem gebildeten Manne, man mit Recht erwarten darf, daß er auch Das sich angeeignet habe, was man äußern seinen Anstand nennt. Hierunter aber ist die Kunst zu verstehen, sich vortheilhaft darzustellen und in allen seinen Handlungen und in seinem gesellschaftlichen Umgang eine würdige Haltung zu behalten. Ein Arzt, welcher diese Kunst besitzt, wird bey sonstigen guten Eigenschaften immer den Vorzug vor demjenigen verdienen, welcher in Sonderbarkeiten sein Vergnügen findet; denn letzterer wird immer auch in seine Curmethoden Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten bringen, die gerade nicht immer zum Vortheile des Kranken dienen dürften. Höflichkeit ohne Kriecherey, Anstand ohne Geschraubtheit oder Steifheit zieren den Arzt am besten. Was die Kleidung betrifft, so wird weder der cynische Mongalant, der in schmutziger Halsbinde, mit ungekämmten Haaren, verflüppelten Kleidern ic. einhergeht, noch der ängstlich nach dem Pariser Journal sich kleidende Zierbengel dem vernünftigen Arzte als Muster dienen, und der Heilkünstler, welcher sich nach dem einen oder dem andern richtet, verliert bestimmt viel an seiner Empfehlungswürdigkeit; denn einerseits darf man sehr wohl beachten, daß ein Arzt, welcher schmutzig und unreinlich an sich selbst ist, gar manchem reinlichen Kranken ein Gräucl und Entsetzen seyn, mithin auch bedeutend

am Vertrauen desselben verlieren muß; andererseits wiederum ist es wirklich nicht Vertrauen erweckend, wenn der Arzt die Zeit, die er seinen Studien weihen könnte, vor dem Kleiderschrank, am Spiegel oder mit dem Modejournal verliert.

Unter den physischen Eigenschaften, welche den Arzt empfehlenswerth machen, stehen obenan: eine dauerhafte Gesundheit und tüchtige Sinneswerkzeuge. Ein abgemagerter, übelaussehender, kränklicher Arzt wird, im Durchschnitte genommen, weit weniger Vertrauen erwecken, als ein wohlaussehender, gesunder, denn das Sprichwort: Arzt, hilf dir selber, fällt einem beym Anblick des ersteren unwillkürlich ein; auch ist wohl zu bedenken, daß ein rüstiger, gesunder Arzt seine Berufspflichten weit genauer erfüllen und überhaupt sich den mit dem ärztlichen Wirken so unzertrennlich verbundenen Körperanstrengungen weit länger und öfter aussetzen, mithin seinen Kranken weit schnellere und bessere Hülfeleistungen gewähren kann, als der sieche, krankelnde.

Dann wird auch wiederum der mit guten Augen feinem Gehör, Geschmack, Geruch und Tastsinn, ausgestattete Arzt heilbringender seyn, als jener, welchem ein oder das andere dieser Sinneswerkzeuge stumpf geworden ist. Denn Jedermann weiß, daß es am Krankenbette verschiedene Gesichtsfarben und kleine physiognomische und andere Veränderungen zu sehen, leise Krankenstimmen zu hören, Schweisse u. a. dgl. zu riechen, Arzneyen zu versuchen, Pulse u. a. m. zu befühlen gibt, und daß, wenn dieses nur mangelhaft geschehen kann, dem Kranken nicht selten Nachtheil daraus erwächst.

Unter den moralischen Eigenschaften, welche man an einem guten Arzte wünschet, mithin bey der Wahl desselben sehr in Betracht ziehen darf, ist eine der vorzüglichsten — die Menschenliebe. Ein Arzt dem diese fremd ist, der nicht mit der Theilnahme, welche uns Menschen alle beym Anblicke der Leiden unseres Nächsten durchströmen soll, auf seine Kranken blickt, ja, der sie verlassen kann, ohne sein Möglichstes zu ihrer Erleichterung gethan zu haben, verdient den Nahmen Arzt nicht. Allein man muß vom Arzte auch nicht fordern, daß er da weine, winsle und Klage vor Mitleid, wo er helfen, trösten und beruhigen muß; der mitleidigste Arzt wird durch die täglichen Scenen menschlichen Jammers der mannigfaltigsten Art, nach und nach das Vermögen erhalten, die Geistesgegenwart dabey zu erhalten, ohne sich dem Mitleidsgefühl zu entfremden.

Man muß sich daher wohl hüten, diese Gelassenheit und Ruhe beym Arzte mit Härte und Gefühllosigkeit zu verwechseln. Es bedarf nicht immer der Thränen, um sein Mitleid kund zu geben; bekanntlich gibt es ja auch Krokodilzähnen!

Eben so wie die Theilnahme ist eine Haupteigenschaft des Arztes die Geduld; denn er braucht sie gar oft. Ein unglücklicher Mann ist der ungeduldige Arzt, weil er oft stündlich auf die martervollste Probe gesetzt und so in einem beständigen Unmuth erhalten wird, der

ihn dann wohl öfters auch ungerecht gegen seine Kranken macht; ob daraus für diese gute oder schlimme Folgen erwachsen, ist leicht zu bemessen. Ubrigens ist wohl zu bedenken, daß es unzählich viele Leute gibt, die der liebe Gott wirklich nur geschaffen zu haben scheint, um die Arzte stets in geziemender Geduld zu erhalten. Sieher gehören nahmentlich sehr viele reiche Leute, die da glauben, weil sie gut bezahlen, so müsse der Arzt auch ihrer Laune huldigen. Wenn daher selbst anerkannt sanften Heilkünstlern die Geduld zuweilen dergestalt bricht, daß die unartigen Prüfer derselben darüber in Schrecken gerathen, so darf es Niemand wundern; denn es läuft das Herz über, wenn es voll ist, und der Arzt bleibt eben doch immerhin auch Mensch. Bescheidenheit und Verschwiegenheit muß der Arzt unbedingt im besonderen Grade besitzen. Wer daher einen Arzt braucht, der sehr vorzüglich darauf, ob ihm diese beyden Eigenschaften nicht fehlen. Besonders unangenehm muß es dem weiblichen Geschlechte seyn, wenn es am Arzte diese beyden Tugenden vermissen soll, denn es gibt ja z. B. Frauenzimmerkrankheiten, die, wenn sie auch keinen Flecken auf den moralischen Charakter der Patientinn werfen, doch um mancher Vorurtheile willen verschwiegen bleiben müssen, indem eine einzige unbescheidene oder unvorsichtige Äußerung von Seiten des Arztes da von wichtigen Folgen seyn kann.

Glücklicherweise gibt es der unbescheidenen und nicht verschwiegenen Arzte nur wenige, und diese sind wohl nicht schwer zu erkennen, indem sie sich in der Regel durch eine ausnehmende Geschwätzigkeit schon im Conversationsleben auszeichnen.

Was ist nun aber natürlicher, als daß einem solchen Mann, der mit seinen Worten nicht kargt, mitunter auch eines über diesen und jenen Zustand seiner Patienten erzwischt, was, wenn diese letztern es wiederum erfahren sollten, manchem höchst unangenehm seyn dürfte. Ubrigens gibt es viele Leute, die, wenn sie einem Arzte in Gesellschaft oder sonst begegnen, ihn mit Fragen über die Zustände ihrer kranken Bekannten bestürmen. Der verschwiegene Arzt aber wird solchen Leuten entweder den Rücken kehren, oder sie mit ausweichenden Antworten mitunter auch wohl mit einer erlaubten Nothlüge abfertigen.

Mäßigkeit in jeder Beziehung gehört ebenfalls zu den Haupttugenden eines wackern Arztes und verdient deshalb von Seite des Publicums, welches sich ihm anvertrauen soll, große Berücksichtigung. Ein trunksüchtiger Arzt ist immer gefährlich, und wird immer für den Patienten eine, wenn nicht schreckende doch wenigstens unangenehme und unbehagliche Erscheinung seyn. Wenn man auch gleich von manchen tüchtigen Ärzten Beispiele hat, daß sie im Rausche fehlerlos, ja sehr wirksame Recepte verschreiben, so dürfen gerade diese Beispiele nicht in Betracht gezogen werden, denn sie gehören zu den ganz seltenen Ausnahmen; und dann ist noch dabey sehr wohl zu erwägen, daß in solchen Fällen das Verschreiben eines Receptes lediglich nur Sache des gewöhn-

ten Schlandrians, nie aber der reiflichen Erwägung des vorhandenen Krankheitszustandes seyn kann. Nicht allein der Rausch selbst, sondern namentlich auch seine Folgen müssen höchst nachtheilig auf das Zutrauen des Patienten einwirken; denn wenn man bedenkt, daß Geistes- und Körperkräfte nach jedem Rausche in einem Zustande tiefer Abspannung sich befinden, so ergibt sich von selbst das Resultat, daß ein auf solche Weise fast täglich geschwächter Mann, nach und nach seine Urtheilskraft, seinen ärztlichen Blick u. dgl. m. verlieren, mithin auch sein ärztliches Wirken allmählich geringere Bedeutung erhalten müsse. Ähnliches gilt von dem Arzte, der ein unmäßiger Esser ist. Wer die Freuden der Tafel zu seinem Abgott gemacht hat, der trennt sich ungemein schwer von diesem seinen Götzen, wenn er gerade im Opfern begriffen ist. Wie nun, wenn ein armer Patient gerade zur Zeit der Tafel krank wird? Es gibt leider manche Ärzte, die in einem solchen Momente durchaus nicht zu haben sind. Solche verdienen nun schon deshalb kein Vertrauen weil sie das Leiden des Nebenmenschen ihrem Magen unterordnen, dann aber ist auch noch wohl zu bemerken, daß man mit überfülltem Magen wohl in keinem Sache zu Heldenthaten aufgelegt ist, am allerwenigsten aber zu solchen, wo es auf Anstrengung des Kombinationsvermögens, der Urtheilskraft und überhaupt der Geistesverrichtungen ankommt.

Auch die Mäßigkeit in Vergnügungen gehört hierher. Ein Arzt, welcher mehr und lieber seinen Vergnügungen, sie mögen nun heißen wie sie wollen, nachhängt, als seinen Berufsgeschäften, wird diese letztern immerhin als Nebensache betrachten, und es dem zufolge auch nicht zu genau mit seinen Curen nehmen, wenn es sich darum handelt, recht bald wiederum zu seinen Freuden zurückzukehren. Doch muß man einem Arzte, der sein Geschäft mit der gehörigen Gewissenhaftigkeit versteht, auch seine Freuden nicht nachrechnen; denn, wenn irgend ein Geschäftsmann der erlaubten Zerstreuungen und Erholungen nothwendig bedarf, so ist es gewiß der Arzt, der ja sein ganzes Leben hindurch der fortwährende Zeuge des menschlichen Elends ist, der seine geistigen und körperlichen Kräfte seinen Nebenmenschen weihet, und deshalb verdoppelter Erneuerung derselben bedarf. Mag sich der Arzt zerstreuen, wo oder wie er will, darnach hat Niemand ein Recht zu fragen, wenn er nur zur rechten Zeit da ist, wo seine Hülfe nachgesucht wird. — Ein gutes Jucium ist eine nicht geringere empfehlende Eigenschaft des Arztes, als es die eben angeführten sind. Ein Arzt, der in Gegenständen, die außerhalb der Gränzen seiner Kunst liegen, schiefe oder irrige Ansichten und Urtheile entwickelt, verräth ohne weiters eine ähnliche Schwäche in Dingen, die das Fach selbst betreffen, denn die Urtheilskraft bleibt in allen Dingen unverändert eine und dieselbe. Es ist also immerhin sehr gerathen, wenn es seyn kann, vor der Wahl eines Arztes auch in dieser Beziehung mit Umsicht zu prüfen, und zu forschen; denn gerade dem Arzte kommen täglich

Dinge vor, deren Beurtheilung einen nicht gemeinen Scharfsinn fordert; was kann man aber von einem Mann erwarten, dem es hieran fehlt. Besitzt der Arzt aber neben einem gesunden Menschenverstande auch noch ein scharfes Gedächtniß, so dient dieses noch mehr zu seiner Empfehlung.

Liebe zu m Fach endlich ist noch eine Tugend, welche den Arzt welcher sie in vollem Maaße inne hat, vorzugsweise vor allen denen auszeichnet, die ihre Kunst nur handwerksmäßig treiben, um sich zu ernähren oder überhaupt Geld zu verdienen; denn man kann sicher annehmen, daß ein Arzt, welcher sein Fach nur aus Geldspeculation ergriffen hat, von dem Augenblicke an, wo er in den Besitz eines guten Einkommens tritt, auch keinen Schritt mehr zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse thun wird, und was läßt sich von einem Arzte erwarten, welcher mit dem fortschreitenden Geiste der Wissenschaft nicht gleichen Schritt zu halten sucht? — Dieses sind nun also die persönlichen Eigenschaften, die zur Empfehlung des Arztes beytragen, und auf deren Vorhandenseyn genaue Rücksicht bey der Wahl eines solchen genommen werden soll.

Gleicherweise aber verdient auch das Betragen des Arztes gegen Collegen und Untergebene und gegen seine Kranken einer besondern Beachtung. Man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß sich der sitliche Charakter des Arztes in dem Betragen gegen seine Collegen sehr kenntlich darstellt. Der Arzt, welcher seines innern Werthes bewußt ist, wird sein Ansehen und Glück gewiß nie auf die Zerstörung der Ehre und des Rufes seiner Amtsgenossen gründen wollen, und die Überzeugung stets vor Augen haben, daß Zankereyen und Uneinigkeiten die Ärzte nicht nur in den Augen besser gesinnter Menschen herabwürdigend, sondern auch nicht ohne bedeutenden, ja oft schlimmen Einfluß auf die Kranken selbst, welche der Streit betrifft, bleiben.

Ein redlicher Arzt wird daher nie das Betragen eines Collegen, in Beziehung auf die Cur irgend eines Kranken, absprechend beurtheilen, ohne selbst Zeuge derselben am Krankenbette gewesen zu seyn, und auch in diesem Falle wird er sodann äußerst behuthsam und gewissenhaft zu Werke gehen, um nicht durch ein übereiltes Urtheil der Ehre des Collegen zu schaden, oder Uneinigkeiten zu erregen. Wie kann überhaupt ein Arzt einen Fall vom Hörensagen beurtheilen, wo oft die verwickeltesten Umstände den ganzen Scharfsinn des behandelnden Arztes in Anspruch nehmen.

Besondere Beachtung verdient das Betragen des Arztes in den sogenannten Consilien. An und für sich taugt das Consilienwesen nicht viel, sobald mehr als drey Ärzte am Krankenbette sind, denn nicht leicht läßt sich das alte Sprichwort: „Wiel Köche versalzen den Brey“ zweckmäßiger anwenden, als hier, weil es gemeinlich nicht ohne Kampf abgeht, und wer anders ist wohl der geschlagenste Theil bey solchen Kämpfen, als der arme Patient? Wenn nun bey einem solchen Consilium die Ärzte nicht ruhig, und mit gewissenhafter Überles-

gung den Zustand des Kranken berathen; wenn solche Berathschlagungen vielmehr einem polnischen Reichstage gleichen, wo Einer den Andern zu überschreyen sucht; oder aber, wenn man nur zusammen kömmt, um nach vielen Umständlichkeiten und Formalitäten es beym Alten zu lassen; was kann dieß für Vertrauen erwecken? — Doch wir kehren zum Betragen des wackern Arztes im Consilium zurück. Ein solcher wird bey derley Berathungen nie aus bloßer Polititik dem Ordinarius nachgeben, oder, um sich zu erheben, demselben opponiren; am allerwenigsten aber, eine Heilmethode, die er im Einverständniß mit andern Ärzten gut geheissen hat, hinter dem Rücken derselben tabeln. Ist er ordinirender Arzt, so wird das Resultat einer solchen Berathung ihm ein heiliges Gesetz seyn, von welchem er ohne die allerdringendsten Umstände, kein Haar breit abweichen darf, ja er wird lieber den Patienten einem andern Arzte zur Behandlung überlassen, als die Anordnungen des Consiliums, sollten sie ihm auch unzweckmäßiger scheinen, unbefolgt lassen.

Das Betragen des tüchtigen Arztes gegen untergeordnete Medicinalpersonen, z. B. Apotheker, Wundärzte u., wird stets ein solches seyn, daß es ihn in der Achtung sowohl dieser Personen als auch des übrigen Publicums hebt. Er wird sich eben so wenig durch Neujahrgeschenke der Apotheker von denselben abhängig machen lassen, als mit stolzem Blick auf solche zum Theil recht gebildete Männer herabschauen; das Eine wäre verächtlich, das Andere lächerlich. Lächerlich wird es ferner seyn, wenn er den tüchtigen Wundarzt, der nicht Doctor ist, über die Schulter ansieht, und geringschätzig behandelt. Dagegen wird er gegen die Anmaßungen der Bader oder Barbierer, d. h. solcher Leute, die weiter nichts gelernt haben, und deshalb auch weiter nichts treiben sollen, als Rasieren, Schröpfen, Aderlassen, Klystiren und Vesicatoriensetzen, dabey aber nichtsdestoweniger sich häufig bezugehen lassen, auch curiren zu wollen, — als rechtschaffener, und für seiner Mitmenschen wahres Wohl aufrichtig besorgter Mann thätig zu Felde ziehen, und Puschereyen solcher Art mit unerbittlicher Strenge auszumärzen suchen, als eine Pest, die Tausenden von Menschen schon das Leben gekostet hat.

Das Betragen des Arztes gegen seine Kranken und dann auch die Art und Weise, mit welcher er ihre Umstände erforscht, sie beurtheilt und den Ausgang ihrer Uebel vorhersagt, müssen endlich auch noch bey der Wahl eines Arztes beachtet werden, indem sie den Maßstab der Beurtheilung seiner Tüchtigkeit ziemlich vervollkommen.

Daß ein Arzt, welcher seinen Patienten sich aufdringt, oder aber gar hinter dem Rücken eines andern Arztes seine Hülfe anbietet, nicht nur kein Zutrauen, sondern auch keine Achtung verdiene, versteht sich wohl

von selbst. Namentlich ist das Letztere wirklich schändlich, wenn es ein Arzt thut; denn er schadet hierdurch nicht nur dem Kranken, der natürlich, so lange er von zwey Ärzten auf entgegengesetzte Weise behandelt wird, eher zu Grunde gehen, als genesen wird, sondern er handelt auch als unredlicher Mann gegen den Collegen, welchem er tückischer Weise seine Praxis beeinträchtigt (und gegen die bestehenden Gesetze, die ihm streng verbieten, irgend einen Kranken eher in seine Behandlung zu übernehmen, als der frühere Arzt befriedigt ist.) Wer kann nun wohl einem so unredlichen Manne sein Zutrauen schenken? Auch wird jener Arzt wohl schwerlich bey rechtschaffenen Familien Vertrauen einflößen, der nach gepflognem Consilium die bisherige Methode in der Gegenwart des Ordinarius lobt, und hinter dessen Rücken einherschleicht, und dieselbe Heilart zu verdächtigen und das redlich verdiente Vertrauen des behandelnden Arztes zu untergraben sucht. Wie würden z. B. die verehrten Leser einen Arzt beurtheilen, den der Ordinarius selbst zu einem Consilium verlangt, wo er als Hausarzt ein unumschränktes Vertrauen genießt, bloß, um im Falle eines üblen Ausganges sich bey den Verwandten des Kranken hinlänglich rechtfertigen zu können, und derselbe Consiliarius in Abwesenheit des behandelnden Arztes den Kranken zu überreden sucht, daß die Krankheit, die man fälschlich für bedenklich hält, vielmehr Folge der Behandlung sey u. s. w. — während doch der Kranke unverkennbar am echten Friesel darnieder lag, und noch vor wenigen Stunden wegen dem aus Verköhlung veranlaßten Rücktritte des Ausschlages in offener Erstickungsgefahr, dem Tode nahe war, dem er nur durch die schnellste und zweckmäßigste Hülfe auf eine Art entging, daß nach dem Wiedererscheinen des Ausschlags bis zur Ankunft der Ärzte, jegliche Beschwerde und selbst das Fieber dermaßen verschwand, daß jetzt unter solchen Bewandnissen ein Consilium wohl überflüssig schien. Was hielten, frage ich, die geehrten Leser von einem Consiliarius, der einen solchen Kranken, welcher sich bereits außer Gefahr befindet, übernimmt, und zuläßt, daß man dessen Retter einen ehrenvollen Abschied gibt?

(Der Beschluß folgt.)

Neues aus der Zeit.

Sterblichkeit.

Esfermann stellte sehr mühsame Zusammenstellungen an, und fand, daß von einer Million Menschen nach 80 Jahren noch 207,605 am Leben blieben; nach dem 90. Jahre — 30,076, nach dem hundertsten Jahre — 11013, nach dem 110. Jahre — 113, nach dem 120. Jahre — 53, nach dem 140. Jahre — 9, nach dem 150. Jahre — 5, und nach dem 160. Jahre — 1. Nach diesem gegebenen Verhältnisse wäre die Sterblichkeit der Menschen nichts weniger als betäubend dargestellt, besonders, wenn man bedenkt, daß die Hälfte der Menschen schon in den ersten Jahren der Kindheit durch Fraisen, Schweres Zahnen, Wasserkopf, hitzige Ausschlagskrankheiten hinweggerafft werden.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

78.

Wien, Samstag den 29. September

1852.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Lendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Die Wahl des Arztes.

(Beschluss.)

Was den Besuch betrifft, welchen der Arzt seinen Patienten abstattet, so läßt sich über die Dauer eines solchen nichts bestimmen, denn sie hängt von gar verschiedenen Umständen ab, wozu die Krankheit, besonders auch oft der Zustand des Kranken ihren guten Beitrag leistet. Ubrigens kann jeder Patient eben doch von seinem Arzte erwarten, daß er ihn anhöre, so weit es zur Erforschung der Krankheit erforderlich ist; ein Arzt, der aus lauter Eilfertigkeit und ungeduldiger Hast den Kranken kaum ein paar Worte reden läßt, und dann gleich an den Schreibtisch eilt, um zu ordinieren, wird eben so wenig Vertrauen erwecken, als derjenige, welcher Stundenlang den Kranken examinirt, eine und dieselbe Frage drey- oder viermahl wiederholt. Allerdings aber muß hier wohl bemerkt werden, daß manche Krankheiten weit leichter und schneller, oft schon durch den Blick, aufzufassen sind, als wiederum andere. Ein tüchtiger Arzt fragt nicht zuviel, aber er fragt dafür, was er erforschen muß. Er läßt sich vor allem vom Patienten die Geschichte seiner Erkrankung erzählen, und vollendet alsdann das hierdurch entworfene Gemälde der Krankheit, mit welcher er es zu thun hat, durch wenige, zweckmäßige Fragen weiter aus; wer unzweckmäßig fragt, wird auch die Krankheit unzweckmäßig behandeln. Um sich zu überzeugen, daß ein Arzt nicht schlendrianmäßig verfare, beobachte man, ob er die Ursache der Krankheit genau zu ergründen suche, oder ob er sich nicht bloß begnüge, zu erfahren, welche Zufälle das Ubel begleiten. Bekümmert er sich lediglich

um diese letzteren, so ist auch sein ärztliches Wissen verdächtig; denn die Ursachen der Krankheit verbreiten das sicherste Licht über die Beschaffenheit derselben, und der Arzt, welcher, bevor er das Wesen des Übels bestimmt, die Ursachen, die dasselbe hervorbrachten, genau untersucht, ist in bey weitem geringerer Gefahr, einen Fehlgriß zu thun, als der, welcher sich lediglich an die einzelnen Zufälle des vorhandenen Übels kehrt und nur nach diesen fragt. Es ist eine Thorheit, vom Arzte zu fordern, daß er bey seinem ersten Besuche gleich die Krankheit benenne; es kann dieß in der Regel erst nach einer länger fortgesetzten Beobachtung derselben Statt finden. Man darf es daher dem Arzte nicht nur nicht verübeln, wenn er mit seiner Meinung Anfangs zurückhält, sondern man halte dieß vielmehr für eine vorsichtige Zurückhaltung, die weit rühmlicher ist, als das voreilige Benennen eines Übels, das durch den Krankheitsverlauf oft wiederum umgestossen wird. Ubrigens wird der kluge und dabey menschenfreundliche Arzt eine Neugierde dieser Art, so weit es die Umstände erlauben, auf eine Weise zu befriedigen wissen, die weder ihn und sein Urtheil compromittiren, noch aber dem Kranken Nachtheil bringen kann.

Man fordert vom Arzte nicht allein, daß er die Krankheit heile oder lindere, sondern auch, daß er ihren Ausgang vorherfrage. Der Arzt, welcher den Ausgang einer Krankheit richtig vorausbestimmt, verräth hierdurch stets, daß er die Natur des Übels richtig aufgefaßt habe, und so mag denn der Ausgang eine Richtung nehmen, welche er wolle, so wird es immer unbeschadet der Reputation des Arztes der Fall seyn. Es ist diese Vorausfagung in Krankheiten nicht selten der sicherste Probirstein, womit man den tüchtigen Arzt

vom Charlatan zu unterscheiden vermag; denn nur dieser letztere kann unbesonnen genug seyn, den Ausgang einer Krankheit mit einer Bestimmtheit vorauszusagen, als wäre er allwissend und allsehend. Jedes anscheinend oft noch so unbedeutende Ubel kann in eine gefährliche, selbst sogar tödtliche Krankheit übergehen, ohne daß selbst der erfahrenste Arzt es zu ahnen vermöchte; wie kann daher wohl ein vernünftiger und gewissenhafter Arzt die Heilung einer Krankheit mit Zuversicht gleich vom Anbeginn her versprechen? Doch ist es eben so unrecht, wenn ein Arzt gleich vom Anfange herein selbst solchen Ubeln, die er gerade nicht für gefährlich erkennt, gleich alle Hoffnungen abspricht. Mancher thut dieß aus übergroßer Vorsicht, um nicht zu viel Hoffnung gegeben zu haben, wenn hintendrein sich das Ubel verschlimmern sollte; mancher aber auch, um seine Geschicklichkeit recht in Glanz zu setzen, wenn der schon aufgegebene Patient doch noch mit dem Leben davon kommt. Solche Ärzte denken: stirbt der Patient, so haben sie es ja sicher vorausgesagt; wird er gesund, so haben sie jedenfalls weit mehr geleistet, als sie versprochen hatten. Eine solche Denkungsart ist nun aber stets eine schlimme, und wenig im Stande, Vertrauen zu erwecken.

Dafür wird gewiß derjenige Arzt sich dasselbe mehr erwerben, welcher selbst in solchen Fällen, wo wirklich alle Hoffnung des Wiederaufkommens verschwunden ist, auf eine humane Weise das Vorhandenseyn der Gefahr den Angehörigen des Patienten, oder diesem selbst, wenn er es verlangt, und es ohne Nachtheil für sein Leben geschehen kann, verkündet.

Ohne die Heilart, welche der Arzt einschlägt, beurtheilen zu wollen (denn dieß kann der Laye nicht), darf man eben doch sein Verfahren in Hinsicht auf die Mittel, welche er vorschlägt, und auf die Gesetze, welchen er seine Kranken unterwirft, eines Blickes würdigen, weil auch hierin der tüchtige Arzt vom schlechten sich wesentlich unterscheidet. Der Arzt bedient sich zur Behandlung der Krankheiten entweder der sogenannten pharmaceutischen oder der diätetischen Mittel, oder beyder zugleich. Jene fertigt der Apotheker an, diese bezweckt er durch Anordnungen, welche die Nahrungsmittel, körperlichen Bewegungen u. dgl. betreffen. Nur aber werden die diätetischen Mittel bey weitem zu wenig geschätzt, indem die meisten Ärzte lediglich die Wirkungen der pharmaceutischen Mittel berücksichtigen. Es ist dieß jedoch nichts weniger als gleichgültig, und man darf bey der Wahl seines Arztes sehr wohl darauf sehen, ob er bloß Recepte zu verschreiben oder aber auch zugleich die passenden diätetischen Mittel mit den pharmaceutischen zu verbinden wisse; eine Kunst, die vorzüglich bey langwierigen Krankheiten unendlichen Werth hat. Ubrigens muß ein tüchtiger Arzt bey der Anordnung diätetischer Mittel auch berücksichtigen, daß ihre Auswahl den pharmaceutischen nicht widersprechen, sonst setzt er sich dem Verdachte aus, als handle er bloß mechanisch, und nicht nach bestimmten Grundsätzen. Denn in den meisten Fällen kann auch der Laye gar wohl

beurtheilen, ob der Arzt die Diät so anordne, daß sie mit den Arzneymitteln gehörig übereinstimme, und hieraus alsdann auf die Geschicklichkeit desselben mit Nichtigkeit schließen. Verordnet z. B. ein Arzt eine Aderlaß, um die Blutmenge zu vermindern und die Lebenskraft etwas herabzustimmen, erlaubt er aber dabey den Genuß nahrhafter Speisen und Getränke, so wird er seinen Zweck nicht erreichen, und mithin seine Cur eben so nutzlos als augenscheinlich unsinnig genannt werden können.

Manche Ärzte haben sich zum Grundsatz gemacht, ihren Patienten alles, was diese wünschen zu verbieten, und sie so gewissermaßen zu tyrannisieren, bey vielen beruht freylich dieser Grundsatz auf der irrigen Meinung mancher Leute, als ob nur der ein tüchtige Arzt sey, welcher mit eiserner Strenge ihnen alles verbietet, was nur einigermaßen ihnen wohlschmecken könnte. Es ist übrigens ein solcher Despotismus ein unnützer, denn er führt zu Hinterlist, und gerade solche überstrenge Ärzte werden von ihren Patienten am meisten hintergangen, da diese in der Regel um so größere Begierde nach dem Verbotenen haben, je strenger das Interdict eines Arztes lautet.

Aber auch die allzugroße Gefälligkeit des Arztes gegen seine Patienten, mit welcher er selbst schädliche Dinge nicht unter sagt, ist verwerflich, und zwar nicht minder, als die eben berührte ärztliche Tyranny. Eine solche Gefälligkeit läßt in der Regel auf einen unterwürfigen, kriechenden Charakter schließen, zumahl, wenn dieselbe, wie es gewöhnlich der Fall ist, gegen Reiche und Vornehme Statt findet.

Der vernünftige Arzt wird auch hier stets die Mittelstraße zwischen übermäßiger Strenge und zu großer Nachgiebigkeit zu finden wissen.

Oft schlägt der Patient oder irgend Jemand von seinen Angehörigen oder Freunden ein Mittel vor, und verlangt des Arztes Gutachten hierüber.

Mancher Arzt benützt nun ein solche Gelegenheit, der Eigenliebe seines Patienten zu schmeicheln, und sich so in seiner Gunst noch mehr zu befestigen, sagt daher unbedingt zu allen solchen Vorschlägen — ja! Mancher aber dagegen sieht jeden solcher Vorschlag eines Nichtarztes für eine Beleidigung der ärztlichen Majestät an und opfert eher die Behandlung seines Kranken auf, als daß er einstimmen würde. Es fehlen aber hier wohl beyde, und nur der Arzt handelt richtig, der, das Interesse seines Kranken vor Augen habend, dasjenige Mittel wählt, was Letzterem nützlich seyn kann, habe es nun vorgeschlagen, wer da wolle. Ist aber ein schädliches Mittel, und läßt der Kranke sich hiervon nicht überzeugen, so wird ein gewissenhafter Arzt allerdings lieber die Behandlung des Kranken ganz aufgeben, als sich der Grille zum Nachtheile desselben fügen.

Dieß sind nun im Ganzen genommen die Punkte, nach welchen man die Wahl seines Arztes einrichten sollte. Freylich können sie nur da berücksichtigt werden, wo man unter mehreren Ärzten wählen kann; wo nur ein Arzt ist, da fallen natürlich diese Rücksichten weg;

indessen werden auch da für den Layen diese eben berührten Punkte immerhin nicht ohne Nutzen seyn, indem sie ihn den tüchtigen Arzt vom schlechten unterscheiden lehren und ihn belehren, daß es weit besser sey, eine Krankheit durch sich selbst bey zweckmäßigem diätetischen Verhalten, als durch einen untüchtigen Arzt heilen zu lassen.

Hat man nun aber einen wackern Arzt, dann vertraue man sich ihm auch in nicht geringerem Grade an, als dem Reichvater; denn der beste Arzt wird stets derjenige seyn, welcher zugleich der Freund seines Kranken ist. Gegen ihn fällt es auch am wenigsten schwer, offenerzig und vertraut zu seyn, denn er kennt und beobachtet seinen Patienten auch in gesunden Tagen, welches zur richtigen Behandlung in kranken ungemein viel beynützt; dabey nimmt er gewiß auch den innigsten Antheil am Krankheitszustand und wird mit ungleich höherer Thätigkeit und Aufopferung an der Verbesserung desselben arbeiten, als der kältere, ferner stehende, fremde Arzt. Man hat deshalb die gegründetste Ursache, ein Band zwischen sich und dem Arzte zu knüpfen und zu erhalten, was auf wirkliches Freundschaftsgefühl gegründet ist, und alles zu vermeiden, was dieses Band zerstören könnte.

Ein Thor ist derjenige, welcher seinen Arzt kalt, unhöflich, hart oder eigensinnig behandelt; er thut dieß zu seinem eigenen Schaden; denn er löscht die Flamme der Theilnahme in dem Herzen des ärztlichen Freundes aus, der natürlich bey einer solchen Behandlung auch bloß in den Schranken der Pflicht bleiben, und zwar nicht weniger, aber auch nicht mehr leisten wird, als diese fordert. Wie manche Stunde des Tages und der Nacht opfert der theilnehmende Arzt, auch wenn es die Berufspflicht nicht erheischt, gerne da, wo er sich als Freund betrachtet und behandelt sieht, wie wohlthuend ist es für den Kranken wiederum, sich so beobachtet, so aufmerksam behandelt zu sehn; wie traurig hingegen, wo ein solches Verhältniß fehlt, wo der Arzt sich genöthigt sieht, sich bloß auf Besuch, Krankeneramen und Ordination zu beschränken, weil der Kranke weiter nichts mit ihm zu schaffen haben mag und will. Bedächtet ihr Reichen und Vornehmen dieß recht reiflich, ihr würdet vielleicht weniger euren Ärzten mit Stolz, Mißtrauen, Eigensinn und Härte be- gegnen!

Tritt nun ein Krankheitsfall ein, so schenke man dem Arzt seine ganze Aufrichtigkeit und verschweige durch- aus nichts, was auch nur in der geringsten Beziehung zur Krankheit zu stehen scheint; man erzähle ihm auch die Geschichte seines Körpers aus früheren Zeiten, und vergeße keinen Umstand aus der Gegenwart; aber man hüthe sich auch, etwas anders in die Erzählung zu bringen, als was man wirklich und zwar so unbedungen als möglich beobachtet hat, und hat der Arzt einmahl wirklich ordinirt, so befolge man, wenn man anders sein eigenes Wohl ernsthaft berücksichtigt, auch die Vorschriften des Arztes genau und gewissenhaft und mische sich in seine Behandlung nur insoferne, als man die-

jenigen Hülfleistungen der Natur, die unter dem Nahmen Crisen bekannt sind, und die bey dem einen Individuum durch Schweiß, bey dem andern durch Nasenbluten, wieder bey andern durch den Urin oder Diarrhöe u. dgl. sich kund geben, beobachtet und dem Arzte bey dem Herannahen solcher kritischer Erscheinungen Nothz davon ertheilt.

Wer nun die in diesem Aufsatze berührten Punkte genau beachtet und befolgt, der wird gewiß niemahls Ursache haben, über seinen Arzt zu klagen; glücklicher aber noch wird derjenige seyn, welcher konsequent nach den Regeln lebt, die man mit dem Gesammtbegriffe Diätetik bezeichnet; dieser wird den Arzt und die Arzneyen nie fliehen dürfen, denn beyde werden ohnehin von ihm ferne bleiben.

Literarischer Wegweiser. I

Ein den Lesern dieser Zeitschrift bereits auf eine vortheilhafteste Weise bekannter Schriftsteller hat die populäre medicinische Literatur neuerdings mit einem schätzbaren Beytrag bereichert, unter dem Titel:

Die auf naturgeseglichem Wege zu erzweckende Kräftigung des entnervten männlichen Organismus. Ein Noth- und Hülfbuch für junge Männer, die zu geschwind gelebt haben. — Von Dr. Anton Friedrich Fischer; Arzte am königlichen Josephinenspitale und der damit verbundenen adeligen Erziehungsanstalt in Dresden. Leipzig 1832.

Nur zu oft werden ähnliche Abhandlungen, die statt des erwünschten Nutzens nur Schaden brachten, als ein Käufer anlockendes Aushängschild zur Schau ausgestellt; vorliegende Bearbeitung aber ist eine ungekünstelte, von allen breiten Demonstrationen und langweiligen Untersuchungen entfernte, einfache, in allseitiger Beziehung umfassende Darstellung des krankhaften Zustandes des männlichen Organismus, der, aus Ursache jugendlicher Vergehungen, unter trügerischen Proteusgestaltungen sich entwickelt, und den in großen Städten practicirenden Arzt leider nur zu häufig in Anspruch nimmt. — Schlechter, irregulärer Lebenswandel, vorzeitige Ungebundenheit, Müßiggang, überhandnehmende Macht der Leidenschaften, übel gewählte Lectüre, liederliche Gesellschaft, böses Beyspiel, sinnliche Aufreizungen aller Art sind die Grundursachen, welche die männliche Blüthe der Jugend zerknicken, die bis, in das späteste Alter unter zeitweisen wiederkehrenden Qualen, gleich einem zerstörungsfähigen, schleichenden Gifte an der Wurzel des Lebens nagen. Von der Quelle dieser Übel und ihren Beziehungen zum Organismus handelt einerseits der Autor diesen Gegenstand ab, während er andererseits der unterfahrenen Unschuld die traurigen Folgen eines fehlerhaften Verhaltens, widerständiger Ernährung der ersten jugendlichen Triebe in treuen Zügen schildert, viele über manche Punkte herrschende Irthümer berichtigt, sophistische Ausflüchte zunichte macht. Denn nicht selten geschieht es, daß

im Laster frühzeitig Ergraute, mit dem Gepräge der Halbmannheit, die als Hypochondristen, Misantropen und Sonderlinge sich und Andern zur Last herumschleichen, denen strotzende Gesundheit ein Dorn im Auge ist, ihren frühern Lebenswandel zu beschönigen suchen, mit den abgelebten Zügen ihrer Physiognomie noch einiges Ansehen bey der unerfahrenen Jugend dadurch gewinnen wollen, daß sie ihre, durch den gänzlichen Ruin ihres Körpers erworbenen Erfahrungen zu Markte bringen, und manches Unheil stiften.

Hierher gehören: die willkürliche, unzeitige, verkehrte Anwendung erweckender, geistiger, aromatischer, scharfer Mittel, die unter Umständen in Anwendung gezogen werden, deren Krankheitscharakter, Form und Grade sie nicht entsprechen; eine reichlich ärztliche Rath überflüssig; die Verbahn: als sey jeglicher ärztliche Rath überflüssig; die verbliche Ansicht: Enthaltbarkeit müsse absolut schaden; das Laster der Wollust diene Vielsäftigen noch als Ableitungsmittel, und habe man sich dasselbe zur zweiten Natur gemacht, könne nur die relative Gesundheit durch die Fortsetzung der Gewohnheitsünden erhalten werden! u. s. w.

Alle diese Punkte werden von unserm gelehrten, thätigen Verfasser mit Umsicht erörtert. In Beziehung dessen, und der wichtigen Andeutungen zu einem rationellen Heilverfahren dürfte diese Schrift auch dem Arzte keine unwillkommene Gescheinung seyn.

Neues aus der Zeit.

Gemüse und Obst.

Obgleich zu Paris die herrschende Epidemie neuerdings heftiger um sich greift, so merkt man in öffentlichen Läden doch wenig von dem allgemeinen Schrecken, den sie anderwärts erregt; die Geschäfte und Belustigungen gehen vielmehr ganz ihren gewöhnlichen Gang. Nur ist man vorsichtiger im Essen und Trinken, besonders, was Fische, Obst und grüne Gemüse anbelangt, das her auch diese Gegenstände ungemein wohlfeil sind, was ein außerordentliches Glend unter die vielen tausend Menschen bringt, welche in den Gemüsegärten beschäftigt werden. Die Eigenthümer dieser Gärten haben dießfalls auch eine öffentliche Versammlung veranstaltet, um ihre Noth vor das Volk zu bringen, da ihnen fast alles Grünzeug verkauft, und sie wegen Mangels an Absatz den größten Theil ihrer Leute verabschieden mußten. Es wurde eine Deputation ernannt, welche sich vor die Sanitätscommission begab, mit der Bitte, hierüber ein öffentliches Gutachten zu ertheilen.

Diesem gemäß wurde nun öffentlich bekannt gemacht, daß Gemüse und Obst, mäßig genossen, nicht schädlich sey. — Wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß der mäßige Genuß gut reifen Obstes und zweckmäßig zubereiteter Gemüse auch für einen großen Theil der Bewohner Wiens nicht nur un-

schädlich, sondern für die Erhaltung der Gesundheit sogar nothwendig sey; wohin wir alle jene rechnen, die sanguinischen, cholericen Temperamentes, sich guter Verdauungskräfte erfreuen, viel sitzen, wenig freye Luft genießen, und sonst kräftige Fleischnahrung und geistige Getränke zu sich zu nehmen gewohnt sind. Jene aber von schwächlicher Constitution, die, welche sich sehr geringer Lebenswärme erfreuen, einen kalten Magen und schwache Verdauungswerkzeuge besitzen, und zum Bauchflusse sehr geneigt sind, dürfen durch den obigen Ausspruch sich durchaus nicht verleiten lassen, vom Gemüse und Obst, ohne früher den ärztlichen Rath eingeholt zu haben, Gebrauch zu machen.

Vergiftung durch verschluckte Goldblättchen.

Der Vicekönig von Kiang-si soll sich, Nachrichten aus China zufolge, wegen eines Cassendefectes durch das Verschlucken von Goldblättchen ums Leben gebracht haben. Wer ihn seccirt, findet nun wenigstens den Ehrensold für seine Mühe; es muß doch schon eine ziemliche Quantität Goldblättchen erfordert haben, um Einen ums Leben zu bringen, da bekanntlich das Gold in metallischer Form sich beynähe ganz indifferent für unsere Verdauungswerkzeuge verhält, daher die schädlichen Wirkungen des Goldes mehr den mechanischen als chemischen Wirkungen zuzuschreiben sind.

Der tödtende Baum.

Von dem Upasbaume erzählt man sich die entsetzlichsten Wirkungen. Was in seine giftige Atmosphäre kommt, vegetabilischen oder animalischen Ursprungs, ist eine Beute des Todes. Rings um ihn kein Gras, steht er verwüthend allein in seiner Ode, welche übersät mit Sceletten der verschiedensten Thiergattungen ist.

Zur Widerlegung des Angeführten, welches man bisher aus Mangel an gehöriger Berichtigung glaubte, wollen wir anführen, was Carl Chambell, Director der medicinischen Anstalt des Forts Marlborough auf Sumatra, über diesen Giftbaum erzählt. „Auf meinen Reisen im Innern des Landes, jenseits Bengalen, habe ich oft den Upa gesehen, welcher Tott so vieler lächerlicher Mährchen geworden ist. Die Wirkung des von ihm erzeugten Giftes ist viel weniger schrecklich, als man behauptet. Der Baum an und für sich verursacht den ihn Umringenden keinen Schaden. Ich habe in seinem Schatten geruht, ohne die mindeste Übelkeit zu spüren. Mehrere Vögel saßen auf seinen Zweigen. Es ist wahr, Laß an seinem Fuße kein Gras wächst; aber denselben Umstand kann man auch bey vielen andern Bäumen bemerken.“ — 2. —

Die Cholera in Persien.

Nach den neuesten aus Persien eingegangenen Berichten scheint dort die Cholera noch immer nicht im Abnehmen zu seyn. In einem großen Theile der Provinzen hat diese Seuche furchtbar gewüthet, und mehr als zwey Drittheile der Bevölkerung aufgerieben. Vorzüglich in der Provinz Ghillan, wo sie unerhörte Verwüstungen anrichtete, sind von einer Bevölkerung von 300,000 Einwohnern nur 60,000 übrig geblieben, worunter sich 44,000 Kinder und Weiber befinden sollen. Auch die Eyer der Seidenwürmer sind in dieser Provinz ganz zu Grunde gegangen, und man glaubt, daß sieben Jahre nöthig seyen, um dieselbe Menge von Seidenwürmern zu ziehen, die sie vorher besaß. Vor dem Erscheinen der Cholera betrug die Einkünfte von Ghillan jährlich 350,000 Tomans, gegenwärtig kaum 80,000.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.